Erläuterungen

zu

den deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken

von

Heinrich Düntzer.

VI. Götz von Berlichingen.

Jena,
Karl Hochhausens Verlag.
1858.

Goethes

Götz von Berlichingen.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Jena,
Karl Hochhausens Verlag.
1858.

Die Nichtswürdigen regieren mit List, und der Edle fällt in ihre Netze.

Druck von Friedrich Mauke in Jena.

Einleitung.

I.

Der Inhalt des Dramas, im Gegensatz zum Epos und zur Lyrik, ist der sein eigenstes Wesen handelnd darstellende Mensch, seine Form persönliche Vergegenwärtigung. Handlung und sinnliche Gegenwart sind seine Pole, die Achse der wollende, thätige Mensch. Dieser letztere kann aber nun entweder auf ein ernstes, würdiges Ziel hingerichtet sein oder sich leeren, unwürdigen Bestrebungen hingeben, wonach wir zwei Hauptarten des Dramas unterscheiden, die wir herkömmlich als Tragödie und Komödie bezeichnen. Verweilen wir zunächst bei der erstern, so wird die Thätigkeit des Menschen nur dann dichterischen Gehalt gewinnen, wenn das innerste Wesen einer bedeutenden Natur durch die äußern Verhältnisse in lebhafte Bewegung gesetzt und zu entschiedenem Heraustreten gedrängt wird, wobei es ebensowenig eines Kampfes gegen ein feindliches Schicksal als des Unterganges des Helden bedarf. So kehrt Iphigenie, die durch ihre hohe, reine Weiblichkeit den auf ihrem Geschlechte ruhenden Fluch sühnt, glücklich in ihre Heimat zurück. Der die Welt verkennende schwärmerische Tasso findet sich zuletzt am Busen des als Todfeind gehaßten Antonio wieder und lernt die Wünsche seines Herzens beschränken. Prometheus setzt seine schöpferische Wirksamkeit den Göttern zum Trotze durch. Faust, der dem

Leben geflucht, kämpft sich wacker durch, er lernt die wahren Güter des Lebens schätzen und findet im Jenseits die hier vergebens ersehnte Wahrheit, nachdem er seine Strebe- und Thatkraft glänzend bewährt hat. Alle vier sind ächt dramatische Personen, da ihre innerste Natur in bewegter That sich offenbart und sie alle, als würdige Charakterbilder, in der Tiefe unserer Seele anklingen. Der Fall des Helden aber braucht nicht immer durch eine Schuld herbeigeführt zu werden, er kann durch die ungünstigen Verhältnisse bedingt sein, denen der Edle zum Opfer fällt, wie Götz und Egmont von den Netzen der Arglist umstrickt werden, weil sie keinen Verrath des heilig gegebenen Wortes ahnen. Je nachdem der Held am Ende sich rettet oder, sei es in Folge des Widerstreites des Charakters und der äußern Verhältnisse, sei es seiner Schuld wegen, fällt, unterscheidet man als zwei verschiedene Arten des Dramas das Schauspiel und Trauerspiel. So ist Wallensteins Untergang durch seine eigene Schuld bedingt, während Götz und Egmont von der herrschenden Niederträchtigkeit unterdrückt werden; doch unterscheidet sich der Schluß der beiden letztgenannten Tragödien ganz wesentlich, da in dem einen der Untergang des Helden mit dem allgemeinen Siege der Arglist und dem Anbruch einer schwachen, feigen Zeit zusammenfällt, wogegen Egmont mit dem Bewußtsein zu Grabe geht, daß sein Blut das Volk zum siegreichen Kampfe für die Freiheit wach rufen werde. Im Schauspiel kann der Held entweder ganz unversehrt aus dem Streit hervorgehn, wie Iphigenie, oder mit blutender Seele sich entsagungsvoll nach dem Verlust der edelsten Güter wiederfinden, wie Tasso und Eugenie. Dichterisch betrachtet dürfte keine dieser Arten an sich vor der andern den Vorzug verdienen, auf der Bühne jedoch werden jedenfalls diejenigen Dramen eine größere Wirkung üben,

die mit einer geistigen Erhebung schließen, welche uns entweder im Siege des Guten, sei es bei der wirklichen Rettung, sei es durch das ahnungsvolle Erschauen einer glücklichen Zukunft, entgegentritt, oder darin, daß der Untergang uns als Fügung einer höhern, das Vergehen auch des durch Kraft und Geist hervorragendsten Helden strafenden Weltordnung erscheint.

Wie im Epos, so kann man auch im Drama ein heroisches und ein bürgerliches unterscheiden, je nachdem der Hauptträger der Handlung sich in bürgerlichen Lebenskreisen oder in der höhern Welt bewegt, wonach auch die Verwicklungen, in welche er geräth, meist einen durchaus verschiedenen Charakter annehmen; würdiger und bedeutender tritt freilich das erstere hervor, wogegen das letztere inniger ergreifen kann, da die hier geschilderten Zustände uns näher liegen. Clavigo wirkt tief erschütternd, da wir das schönste häusliche Glück durch die stachelnde, sich über jede Tugend und Sittlichkeit frech hinwegsetzende Ehrsucht vernichtet sehen, und welche herrliche Seele, voll glühendster Leidenschaft, wird in Stella der Verzweiflung zum Raube!

Die Unterscheidung von geschichtlichen, sagenhaften und rein erfundenen Dramen ist in dichterischer Beziehung von keiner Bedeutuug, wenn auch freilich alle diese Arten eigenthümliche Schwierigkeiten zu überwinden haben; müssen wir ja bei der eigentlichen Auffassung des dramatischen Kunstwerkes von der zu Grunde liegenden Geschichte und Sage ganz absehen und uns rein in die Dichtung selbst versenken, wenn nicht etwa, wie bei Festspielen, eine bestimmte äußere Wirkung bezweckt wird, wie die Feier einer großen Volksthat — aber jeder derartige Zweck liegt ganz außerhalb des Kreises der eigentlichen Kunst. Der Dichter muß den geschichtlichen Stoff so gestalten,

daß aus ihm das Bild seines Helden in lebhaftester Beleuchtung hervortritt, das Ganze sich zu einer entschiedenen Einheit zusammenschließt; nur in dem Falle wird man ihn tadeln dürfen, wenn der gewählte Stoff wenig zu seinem Zwecke geeignet scheint und er deshalb zu den bedeutendsten Veränderungen am Charakter seines Helden greifen muß, oder wenn seine Abweichungen sich als unnöthig oder gar zweckwidrig erweisen, so daß die geschichtliche Ueberlieferung eine gleiche oder gar eine größere Wirkung sowohl an sich als im Zusammenhange des Ganzen üben würde. So sind alle Bedenken, die man in dieser Beziehung gegen Goethes Götz und Egmont erhoben hat, durchaus unbegründet, da die Charaktere beider treu aufgefaßt und dichterisch verklärt erscheinen, wozu die vom Dichter gewählten Abweichungen unumgänglich nöthig waren. Als eine Abart haben wir das allegorische Drama zu betrachten, da in ihm das Hauptgewicht auf dem zu Grunde liegenden Gedanken ruht, welcher im dramatischen Gewande lieblich entfaltet hervortreten soll. Je mehr ein solches Drama uns eine fortlaufende, für sich verständliche, den Charakter der Hauptperson naturgemäß entwickelnde Handlung, Gestalten von Fleisch und Blut, keine Gliedermänner und leblose Gedankenschemen bietet, um so höher wird es in dichterischer und dramatischer Hinsicht stehen. Als musterhaft können Goethes Pandora und Epimenides gelten.

Wenden wir uns von der Tragödie zur Komödie, so bieten alle in leeren, eitlen, thörichten und tollen Bestrebungen befangenen Personen derselben ein willkommenes Feld, insofern diese sich recht charakteristisch hervorthun, mögen sie nun ohne wesentliche Einbuße zur Einsicht und Besserung gelangen oder durch Schaden gewitzigt oder durch Enthüllung ihres albernen Treibens gestraft werden. So kommen der eifersüchtige Eridon,

die spröde Elmire und das eigensinnige Schweizermädchen in der Laune des Verliebten, Erwin und Elmire, Jery und Bätely zur Einsicht; im Großcophta wird die tolle Ehrsucht des verblendeten Domherrn gestraft. Auch Thorheiten der Zeit kann der Dichter uns in einem neckischen Spiegelbilde zur Darstellung bringen, wie die verrückte Gefühlsschwärmerei im Triumph der Empfindsamkeit, die durch den Schwindel der Freiheitsbegeisterung hervorgerufene Aufsätzigkeit in den Aufgeregten. Als eine niedere Art der Komödie müssen wir diejenige betrachten, die uns eine bestimmte Lehre eindringlich zu Gemüthe führen will, wie sich in den Mitschuldigen die Mahnung, freilich herbe genug, ausspricht, nicht gegen andere den Stein zu erheben, wir im Pater Brey und Satyros gewarnt werden, vor solchen Lumpen auf der Hut zu sein. Hierher gehört auch Lila, die uns zeigt, wie die Heilung derjenigen zu bewirken, die durch schreckhafte Einbildung in Irrsinn versunken sind. Noch weniger können tolle Possenspiele, wie der Bürgergeneral, der uns den durchtriebenen Barbier Schnaps in einer ganz neuen Situation zeigt, wie er den neumodischen Jacobinismus ausbeutet, Szenen aus dem Leben, wie das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, oder launige Verspottungen einzelner Personen, wie der Prolog zu Bahrdt, auf einen hohen dichterischen Werth Anspruch machen, wie viel Geist ein glücklicher Humor auch dabei aufwenden mag.

Die dramatische Form bedingt die lebendigste Vergegenwärtigung der auftretenden Personen, die wir unmittelbar handelnd vor uns sehen müssen. Charaktere und Handlungen müssen in innigster Wechselwirkung stehen, so daß diese aus jenen fließen, jene in diesen ihr eigenstes Wesen spiegeln. Die Handlung kann entweder äußerlich bewegt sein, durch mancherlei drän=

gende Umstände in raschen Wellenschlägen getrieben werden, oder sie verläuft mehr im Innern der Seele, so daß die Darstellung des Seelenkampfes ihr eigentlicher Inhalt ist. Freilich wird im erstern Falle, wo eine breitere Welt vor uns sich aufthut, die Wirkung auf der Bühne eine viel bedeutendere sein, da wir hier mächtiger und vielseitiger aufgeregt und in spannendere Furcht versetzt werden, aber an wirklich dichterischer Wirkung dürfte die andere kaum zurückstehen. Aller Mittel sprachlicher Darstellung darf sich der Dramatiker unbedenklich bedienen; so sind ihm lyrische Ergüsse der handelnden Person gestattet, insofern diese dadurch ihr Inneres lebhaft aussprechen; nicht weniger darf er sich der Erzählungsform bedienen, wo einzelne zur Handlung oder zur Kennzeichnung der Person unentbehrliche Darstellungen sich nicht der eigentlichen dramatischen Handlung einfügen lassen; doch wird er hierzu freilich nur da greifen, wo die Nothwendigkeit unleugbar, und ist der dramatische Charakter des Ganzen überall möglichst zu wahren. Die Alten ließen bekanntlich die Handlung des Dramas von einem lyrischen, das durch die vorhergegangene Handlung angeregte Gefühl gleichsam spiegelnden und festhaltenden Chor begleiten, den die Neuern bei der größern Breite, welche sie der Handlung geben, meist fallen lassen, doch ein mäßiger Gebrauch desselben widerspricht keineswegs der dramatischen Kunst, die uns gerade in die lebendigste Anschauung und Erfassung hineinversetzen soll. Wir gedachten oben des allegorischen Dramas; aber auch im gewöhnlichen Drama kann sich der Dichter einzelner allegorischen Darstellungen bedienen, wo es gilt, ideelle Bestrebungen in einem weit entwickelten, sinnlich belebten Bilde zu verkörpern oder ganze Weltkreise uns zu vergegenwärtigen, wovon uns Faust das glänzendste Beispiel bietet. Die Frage, inwiefern das Drama die prosaische

Form gestatte, dürfte dahin zu entscheiden sein, daß diese nicht durchaus auszuschließen; manche Darstellungen würden durch metrische Form ganz ins Unnatürliche fallen, wie wir uns kaum den Götz und Clavigo in Versen denken können, dagegen geschähe der höhern Tragödie durch die prosaische Form entschiedener Eintrag. Im Faust finden sich ein paar prosaische Szenen, wo gerade der Dichter durch diese Form einen tiefern Eindruck bezweckt; Shakespeare hat häufig Szenen gewöhnlicher Leute in Prosa gefaßt.

Eine ganz eigenthümliche dramatische Form haben wir in der Oper, wo die sprachliche Darstellung durch die Tonkunst ihre eigentliche Ausführung erhält, weshalb sie, wie Goethe sich in einem Briefe an Zelter ausdrückt, ein Karton, kein fertiges Bild sein darf. Eine genaue Entwicklung der allmählich fortschreitenden, aus dem Zusammenwirken der Charaktere und der äußern Verhältnisse fließenden Handlung liegt außerhalb des eigentlichen Kreises der Oper, die vielmehr eine Reihe allgemeiner gehaltener, durch die Musik zu belebender und gleichsam ins Licht zu setzender Bilder vorführt. Der Operndichter muß seine dichterische Kraft zurückhalten, sich dem Tonsetzer ganz unterordnen, dessen Bedürfnissen und Forderungen er vor allem Rechnung zu tragen hat. Dies wird aber gerade der wahre Dichter am wenigsten vermögen; er wird sich in den ihm gezogenen Gränzen beengt fühlen, und, wie sehr er sich auch zu fügen versucht, doch nicht im Stande sein, sich ganz so zu beschränken, wie es der Tonsetzer verlangt; er wird diesem eine zu volle, nicht zu bewältigende Masse bieten, wie es sich gerade bei Goethe zeigt, dessen Behauptung, die reine Opernform sei vielleicht die günstigste aller dramatischen (B. 27, 10), nur insofern für wahr gelten kann, als die reichern Mittel, welche diese in An-

wendung bringt, die Empfindung sinnlicher zu erregen vermögen. Ob aber die Mittel der Oper wirklich reicher seien, könnte man noch zweifeln, da ja der Dichter seine eigentliche Kraft zurückhalten muß, sie höchstens halb anwenden kann. Günstiger für diesen erweist sich das Singspiel, da dieses eine weitere Entwicklung der Handlung und der Charaktere gestattet und nur an einzelnen bedeutenden Stellen die Musik zu Hülfe ruft; doch möchte diese Halbgattung nur bei leichtern Stoffen sich empfehlen; das Melodrama entspricht wenig der ernsten Würde der tragischen Muse, nur ein Drama mit einem singenden Chore nach Art der Alten könnte bei glücklicher Ausführung als reine Kunstform anerkannt werden.

II.

Die Lust, alles Bedeutende zu dramatisiren, es in Szene zu setzen, sei es nun in Form des Ansichten und Gesinnungen entfaltenden Gesprächs, sei es in bewegter Handlung, regte sich bei Goethe bereits in den frühesten Jahren; war sie ja der eigentlich dichterische Trieb, der zu klarer Vergegenwärtigung und sinnlichster Anschaulichkeit, zur Gestaltung der Vorstellung zu einem belebten Bilde drängt. Drei sehr charakteristische Gespräche des noch nicht acht Jahre alten Knaben haben sich unter seinen Uebungsstücken erhalten. Bedeutendste Nahrung gewann jener dramatische Trieb durch das dem vierjährigen Knaben geschenkte Puppenspiel, das ihn bald zu eigener selbständiger Leitung anregte, durch das Lesen vieler dramatischen Stücke, von denen einzelne von ihm und seinen Altersgenossen auf einer Privatbühne zur Aufführung kamen, besonders aber durch den sehr frühen häufigen Besuch des damals französischen Theaters seiner

Vaterstadt. So ließ es denn den eilfjährigen Knaben nicht ruhen, bis er selbst nach Art der beliebten Märchenspiele im Geschmack von Piron ein eigenes französisches Stück zusammengebracht, worin es weder an Königstöchtern, noch Prinzen, noch Göttern fehlte (B. 20, 127). Freilich hatte hieran die Nachahmungssucht mindestens gleich großen Antheil wie der dramatische Trieb, aber wer die erhaltenen Gespräche des drei Jahre jüngern Knaben liest, wird kaum in Zweifel stehn können, daß es auch diesem frühen französischen Stücke nicht an eigenthümlicher Auffassung gefehlt haben wird *). Lebhaft angeregt fühlte sich der junge, etwas altkluge leipziger Student (1765—1768) durch das damals gerade in seiner höchsten Blüthe stehende dortige Theater. Aber konnten auch die zu jener Zeit sich hervorthuenden deutschen Stücke, unter ihnen vor allen Lessings Minna von Barnhelm, worin er selbst auf einer Privatbühne auftrat, einer bedeutenden Wirkung nicht verfehlen, so war doch sein ganzes Wesen damals noch zu wenig entwickelt, als daß seine Seele ihn zu einer wahrhaft freien dichterischen Gestaltung zu treiben vermocht. Wie in seinen lyrischen Gedichten, so fügte er sich auch im Drama der herrschenden Form, und so beschäftigte er sich eifrig mit Uebersetzung und Nachbildung französischer Stücke, wie auch mit selbständigen Versuchen in diesem Geschmack. Von den erstern ist ein Bruchstück einer Bearbeitung von Corneilles Lügner erhalten, ein vortreffliches Muster der letztern sind die durch Gewandtheit und Sicherheit in Entwurf, Charakteristik und Ausführung sich auszeichnenden Mitschuldigen, die uns freilich nicht ganz in der ursprünglichen Gestalt

*) Goethes Bekenntnisse in Wahrheit und Dichtung dürfen zum Theil durch dasjenige ergänzt werden, was er von seinem Wilhelm Meister in den ersten sieben Kapiteln der Lehrjahre mittheilt.

vorliegen. Manche andere Stücke gingen daneben her, kamen aber nicht zur Vollendung. Ein Ausfluß seiner eigenen Seele ist das Schäferspiel die Laune des Verliebten, worin er sich gleichfalls der überlieferten Form, aber mit schönstem Geschick und eigenster Empfindung bediente, um seine eigene Reue über die Eifersüchteleien darzustellen, womit er die nun von ihm abgewandte Geliebte gequält hatte. Von Leipzig krank zurückgekehrt, konnte er sich nur nach einer längern trüben Zeit wieder zu frischer, froher Thätigkeit zurückfinden. Ehe er Frankfurt verließ, verbrannte er, im sichern Gefühl, daß eine neue Zeit für ihn anbreche, alle seine frühern Versuche, unter denen mehrere angefangene Stücke, deren einige bis zum dritten oder vierten Akt gediehen, andere nur bis zur vollendeten Exposition gelangt waren (B. 21, 165); die beiden vollendeten Stücke allein blieben verschont.

Erst in Straßburg sollte Goethes Seele, besonders unter Herders und Shakespeares Einfluß, zu frischem, freiem Leben sich entfalten, um bald zu Dichtungen sich begeistert zu fühlen, welche aus der Tiefe seines Herzens und dem ächtesten deutschen Gefühle flossen *). Das Bild des treuherzigen, in den Netzen der Arglist fallenden Götz entwarf er gleich nach seiner Rückkehr zur Vaterstadt, Ende 1771, in der von Shakespeare überkommenen freiern Form, doch erhielt das Stück darauf wesentliche Veränderungen. Den folgenden Frühling trug er sich mit dem Gedanken, das Leben und den Tod des Sokrates, dieses „philo-

---

*) Wahrscheinlich schrieb Goethe zu Straßburg bei guter Laune eine Oper Mondo alla riversa, die er im Februar 1772 von Jung Stilling zurückverlangt. Einer Comödia erwähnt er im November 1771 in einem Brief an Salzmann, wobei man freilich an die Mitschuldigen denken kann.

sophischen Heldengeistes," zu dramatisiren. Zu Wetzlar wollte die dramatische Muse ihm nicht willfahren, doch ahnte er, daß einst „Schönheit und Größe sich mehr in sein Gefühl weben, er Gutes und Schönes thun, reden und schreiben werde, ohne daß er wisse, warum"; bald verschlang ihn das Verhältniß zu Lotten völlig, so daß er zu keiner größern Dichtung Lust und Muth fand. Zu Frankfurt schrieb er im Frühjahr 1773 den Götz um, arbeitete darauf, durch den Beifall, den dieses Stück fand, gehoben, an einem zur Aufführung bestimmten Drama, „damit die Kerls sehen, daß nur an mir liegt, Regeln zu beobachten und Sittlichkeit, Empfindsamkeit darzustellen", wie er am 15. September 1773 an Lottens Gatten schreibt. Demselben hatte er zwei Monate früher gemeldet, er wolle seine Situation zu Lotten „zum Trutz Gottes und der Menschen" zum Schauspiel bearbeiten, wofür er später die Romanform wählte. Damals schon war er auch mit einer Dramatisirung von Mahomets Ende beschäftigt, die er in Wahrheit und Dichtung irrig in das folgende Jahr verlegt (B. 22, 224 ff.); doch fehlte ihm die zur Ausführung eines so bedeutenden Gegenstandes nöthige Ruhe. Dagegen gelangen ihm lustigere Dinge, wie das Jahrmarktsfest. „Ich bin auch zeither fleißig gewest", schreibt Goethe Weihnachten 1773, „hab' viele kleine Sachen gearbeitet, und ein Lustspiel mit Gesängen ist bald fertig, auch einige ansehnlichere Stücke in Grund gelegt, und nun wird darüber studirt. Obiges Lustspiel ist ohne großen Aufwand von Geist und Gefühl, auf den Horizont unsrer Akteurs und unsrer Bühne gearbeitet. Und doch sagen die Leute, es wären Stellen drin, die sie nicht prästiren würden. Dafür kann ich nachher nicht." So wenig als Mahomet, wollte ein Julius Cäsar, der dem Dichter lange Zeit im Sinne lag, zu Stande kommen, dagegen

gelang Pater Brey, und in Clavigo lieferte er im Mai 1774 ein treffliches Theaterstück. In die zweite Hälfte des Jahres fallen die beiden herrlichen Akte des die alles bewältigende schöpferische Kraft des Menschen großartig ausprägenden Prometheus, und die scharfe Verspottung leerer, mit vorgespiegelter Größe die Menge födernder Betrüger im Satyros. Gleichzeitig mit Prometheus fällt der Anfang des Faust, wogegen die Szenenreihe mit Gretchen dem Januar und Februar 1775 angehört, der Zeit der ersten glühenden Liebe zu Lili, die auch das Singspiel Erwin und Elmire rasch hervortrieb. Am 6. März meldet er einer Herzensfreundin, er habe an diesem Tage eine Szene gedichtet; schriebe er jetzt nicht Dramen, so ginge er zu Grunde. Claudine von Villa-bella entstand um diese Zeit, und auch Stella, ein „Schauspiel für Liebende", ein Gegenstück zu Werther, floß damals aus seinem tiefbewegten Herzen. Nach der Rückkehr von der Schweizerreise, auf welcher er von seiner Liebe zu genesen vergebens gehofft hatte, beschäftigte ihn zunächst wieder Faust, dann aber ergriff ihn während der gespannten Tage, wo er die Ankunft des Wagens erwartete, der ihn nach Weimar bringen sollte, der Stoff des Egmont so gewaltig, daß er das Stück in kurzer Zeit voll leidenschaftlicher Bewegung fast zu Ende führte.

In Weimar trieb ihn die innige Neigung zu Frau von Stein zu dem tiefempfundenen kleinen Schauspiel die Geschwister, welches er sogleich auf dem herzoglichen Privattheater Ende Oktober 1776 zur Aufführung brachte; dagegen hatte er ein schon im Sommer 1776 gehegtes Drama der Falke, nach einer Novelle Boccaccio's, nicht zu Ende zu bringen vermocht. Er gedachte hier seine „verklungenen Leiden wieder als Drama zu verkehren"; seine Heldin Giovanna sollte viel von Lili

haben, aber Frau von Stein mußte ihm auch erlauben, „einige Tropfen ihres Wesens hineinzugießen, nur soviel es brauche, um zu tingiren.“ Das herzogliche Liebhabertheater, an welchem Goethe als Dichter, Schauspieler und Ordner den bedeutendsten Antheil nahm, veranlaßte die Dichtung von Lila, dem Triumph der Empfindsamkeit und andern dramatischen Spielen, in welchen Goethe seine leichte Gewandtheit wie seinen glücklichen Humor bewährte. Zu wahrhaft dichterischer Höhe schwang er sich in seiner Iphigenie auf, diesem Hohenliede reiner Weiblichkeit, worin sein Drang nach klassischer Einfachheit und klarer, fester Gestaltung sich zuerst erfüllte. Die erste Aufführung des in Prosa geschriebenen Stückes am 6. April 1779 übte, wie Goethe zu höchster Freude bemerkte, eine ganz gute Wirkung auf reine Menschen. Eine Frucht der Schweizerreise war das Singspiel Jery und Bätely. Wenige Monate später, Ende März 1780, fühlte er sich zur Dichtung des Tasso gedrängt, von dem er aber in längern Zwischenräumen, bis zum Mai 1781, nur die beiden ersten Akte vollenden konnte. Andere dramatische Arbeiten drängten sich zwischen dieses aus seinem tiefsten Herzen quellende Stück, dessen Entwicklung zu beängstigend für ihn war, als daß er sie darzustellen vermocht hätte. Im Mai 1780 hatte er den zur Aufführung bestimmten ersten Akt des aristophanischen Neckspiels die Vögel nothgedrungen zu Stande gebracht. Den ächt tragischen Stoff des Elpenor, der ihm im Sommer 1781 aufging, konnte er nur bis zum zweiten Akte durchführen. Im April 1782 brachte er den Egmont, der ihn so lange gequält hatte, zum Abschluß. Da ihm darauf zu jeder ernstern Thätigkeit die Sammlung fehlte, konnte ihm nur Leichteres gelingen. Im Sommer 1782 schrieb er das Singspiel die Fischerin, das, auf dem natür-

lichen Schauplatz an der Ilm aufgeführt, die schönste Wirkung hervorbrachte. Zwei Jahre später schrieb er für seinen Freund, den Tonsetzer Philipp Christof Kayser, das Singspiel Scherz, List und Rache, und er beabsichtigte, noch andere Stücke dieser Art zu machen, womit dieser auf der Bühne auftreten und sich Namen und Verdienst schaffen könne.

Die im Jahre 1786 mit dem Buchhändler Göschen verabredete erste Ausgabe seiner Werke führte ihn zur genauesten Durchsicht seiner gedruckten und ungedruckten Stücke. Vor der karlsbader Reise ward Götz durchgenommen, der gar wenige, unbedeutende Aenderungen erfuhr. Auch die andern Stücke sollten, wie sie da lagen, zum Abdruck gelangen, aber Herder und die übrigen zu Karlsbad versammelten Freunde wußten ihn zu wiederholter Bearbeitung und Vollendung des Begonnenen zu bestimmen. Zunächst lag ihm Iphigenie am Herzen, deren Umschrift in Jamben er zu Rom gleich am Anfange des Jahres 1787 vollendete. Eine Iphigenie in Delphi auszuführen, die ihm auf dem Wege von Cento nach Bologna aufgegangen war (B. 23, 125), hinderte ihn, außer so manchem zerstreuenden Andrang, die ihm obliegende Sorge für die übrigen zu bearbeitenden Stücke, von denen er zunächst den Tasso angriff, welchen er nach Neapel und Sizilien mit sich nahm. Allein gelang ihm auch während der Seefahrt der Entwurf des Planes, so ergriff ihn doch auf Sizilien ein frischer dramatischer Gegenstand, eine ganz aus der neuen Umgebung gewonnene Nausikaa, so gewaltig, daß er gleich einige Szenen derselben entwerfen und ausführen mußte (B. 23, 376 ff.). Nach Rom zurückgekehrt, bearbeitete er den Egmont und die Singspiele, für die ihm die italiänischen Stücke dieser Art zum Muster dienten, von neuem, machte den Plan zum Faust, brachte den des

Tasso ganz in Ordnung und dichtete Künstlers Apotheose, als Gegenstück zu Künstlers Erdewallen, das er noch zu Frankfurt rasch hingeworfen hatte. Tasso begleitete ihn auf der Rückreise, doch erst im Sommer 1789 konnte er ihn ganz zu Ende führen. Mittlerweile hatte den Dichter der Gedanke ergriffen, die Halsbandgeschichte, die ihn gewaltigst aufgeregt hatte, in der ihm so gefällig erscheinenden Form einer komischen Oper darzustellen, worin ihn die Anwesenheit des Kapellmeisters Reichard zu Weimar bestärkte; doch gerieth die Oper bald ins Stocken, da sich kein recht heiterer Geist einstellen wollte. Ein anderes Singspiel die ungleichen Hausgenossen gedieh ziemlich weit. Die Szenen des Faust wurden noch nothdürftig am Ende des Jahres 1789 zusammengestellt, womit denn Goethe von der Last der Ausgabe seiner Werke glücklich befreit war.

Die Uebernahme des Hoftheaters im Frühjahr 1791 brachte den Dichter mit der Bühne wieder in nähere Verbindung, und veranlaßte ihn zunächst, den Stoff der Halsbandgeschichte im Großcophta zur Ausführung zu bringen, doch gelang es ihm damit beim weimarer Publikum viel weniger als mit der in acht Tagen geschriebenen Posse der Bürgergeneral. Auch Egmont wollte auf der Bühne nicht wirken. Eine in Nachahmung von Holbergs politischem Kannengießer versuchte Verspottung der in Folge der Freiheitsideen sich verbreitenden Aufsätzigkeit in den Aufgeregten kam nicht ganz zur Ausführung. Gleichzeitig war er beschäftigt, den Text einer Anzahl italiänischer und französischer Opern zu bearbeiten und umschreiben zu lassen; doch begann sein eigentlich lebhafter Antheil an der Bühne erst in demselben Jahre, in welchem die Verbindung mit Schiller sein dichterisches und künstlerisches Schaffen frisch beleben sollte, 1794. Die Zauberflöte, wel-

che in diesem Jahre gegeben wurde, erregte den Gedanken, einen zweiten Theil dazu zu schreiben, doch wollte es damit ebensowenig fortgehn, wie mit seinen Versuchen einer ernsten Oper mit Chören in griechischem Sinne. Eines Chores aus einem Prometheus finden wir gedacht, sowie eines ernsthaften Singspiels die Danaiden, worin Hermione aus der Masse des Chors als Gegensatz hervortreten sollte; dieses letztere Stück hatte er sich als Schluß der Schutzflehenden des Aeschylus gedacht. Auch an Faust ward einiges gearbeitet, doch stand die dramatische Dichtung diese Zeit über weit hinter der epischen zurück, woneben er freilich dem Theater und den großartigen Dichtungen seines Freundes den lebhaftesten Antheil zuwandte. Sein eigener Egmont betrat in Schillers Bearbeitung schon 1796 die Bühne und errang sich durch Ifflands Darstellung der Hauptrolle bedeutenden Erfolg. Die großartige Wirkung von Schillers Wallenstein auf der Bühne im Anfange des Jahres 1799 und des Dichters Hinüberziehen nach Weimar befeuerten Goethes innige Theilnahme am herzoglichen Theater, das um diese Zeit auch ein anständigeres Aeußeres gewonnen hatte. Die Freunde wetteiferten zunächst in dem Bestreben, einen tüchtigen Vorrath auf der Bühne wirkender Stücke sich zu verschaffen, wobei sie auch auf Stücke des Auslandes Rücksicht nahmen; ja die sogenannte klassische Bühne der Franzosen sollte, trotz ihres rednerischen Pathos, nicht fehlen, da auch sie auf die Bildung der Schauspieler und Zuhörer förderlich wirken müsse, selbst die Maskendarstellung des griechischen und römischen Theaters ward versucht. Goethe übersetzte den Mahomet und Tankred, und letztern dachte er mit Chören auszustatten; zum Geburtstage der Herzogin Mutter kam das Maskenspiel Paläophron und Neoterpe zur Aufführung.

Gleichzeitig mit diesen bis zum Ende des scheidenden Jahrhunderts reichenden Bestrebungen fällt die Beschäftigung mit Faust, besonders mit dessen antiker Helena.

Auch ein seine tiefste Seele ergreifender Stoff war ihm schon 1799 aufgegangen, die durch die Memoiren der Stephanie-Luise von Bourbon Conti angeregte natürliche Tochter, deren erster Akt im Jahre 1800 geschrieben, das ganze erste Stück aber erst 1803 vollendet und aufgeführt ward. Von den beiden beabsichtigten folgenden Stücken lag das Schema vor, ohne daß er Muth und Lust gefunden hätte, zur Ausführung zu schreiten; manchmal fühlte er sich versucht, das Ganze zu einem einzigen Bühnenstücke zu gestalten, aber auch hier schreckten ihn die eigenthümlichen Schwierigkeiten der Aufgabe zurück, besonders die Darstellung der Revolution in den sich gegenüberstehenden Parteien. Noch vor die Vollendung der natürlichen Tochter fällt das zur Eröffnung des Theaters zu Lauchstädt gedichtete Vorspiel Was wir wollen, das er im Juni 1802 in acht Tagen schrieb. Schwieriger ward ihm die unglückliche Bühnenbearbeitung des Götz, die er gleich nach dem Vorspiel begann, aber nach manchen Unterbrechungen erst im folgenden Sommer beendigen und im September zur Aufführung bringen konnte. Die Laune des Verliebten betrat im März 1805 die Bühne; aber zwei Monate später zerriß die Hand des Todes das herrliche Verhältniß zu Schiller und vereitelte so manche schöne Vorsätze. Die Absicht, den vom Freunde begonnenen Demetrius zu vollenden, konnte er nicht durchsetzen, da das Stück ihn zu schmerzlich an seinen ungeheuern Verlust erinnerte; erst im August konnte er zu Lauchstädt durch die dramatische Aufführung des Liedes von der Glocke mit dem herrlichen Epilog das Andenken des

früh heimgegangenen Genossen feiern. Seine Stella betrat im folgenden Januar in Schillers Bearbeitung die Bühne, 1807 ohne sein Zuthun Tasso. Die Wiedervereinigung der fürstlichen Familie zu Weimar im September 1807 feierte der Dichter durch ein eigenes Vorspiel. Unterdessen hatte er bereits 1806 wieder einen sein Innerstes tief berührenden Stoff in der allegorischen Darstellung von Pandoras Wiederkunft gewonnen, von welcher er nur den ersten Theil (im Juni 1808) auszuführen vermochte. Zur neuen Ausgabe seiner Werke hatte er auch den ersten Theil des Faust vervollständigt.

Der weimarer Bühne blieb auch während des folgenden Jahrzehents, des siebenten seines Lebens, trotz einzelner Irrungen, sein lebhaftes Streben zugewandt, wenn gleich der eigentlich innere Trieb zu eigenen dramatischen Dichtungen nur von Zeit zu Zeit sich regte. Im Jahre 1811 betrat Shakespeares Romeo und Julie in seiner bedeutend umgestaltenden Bearbeitung die Bühne, und hatte sich in Weimar einer nicht ungünstigen Aufnahme zu erfreuen. Das einaktige Lustspiel die Wette, das er auf Verlangen der Kaiserin von Oestreich zu Teplitz Ende Juli 1812 in zwei Tagen fertig lieferte und sechs Tage später zur Aufführung brachte, trägt die Spuren seiner Eilfertigkeit und seines Mangels an Sammlung, legt aber ein überraschendes Zeugniß von seiner noch immer leichten Gewandtheit in dramatischem Entwurf und Ausführung ab. Die ihn längere Zeit beschäftigende Oper der Löwenstuhl, gegründet auf die später in der Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen behandelte Sage, gerieth freilich 1813 ins Stocken, dagegen entwarf er im folgenden Jahr das Vorspiel für Halle, welches Riemer ausführte, und schrieb auf den Wunsch der Generaldirektion des berliner Theaters das va-

terländische Festspiel des Epimenides Erwachen, dessen Aufführung sich bis zum folgenden Jahre verzögerte. In dasselbe Jahr 1815 gehört das in Gemeinschaft mit Peucer geschriebene Nachspiel zu den Hagestolzen, durch die Feier von Ifflands Geburtstag veranlaßt. 1816 ward eine orientalische Oper entworfen, deren Zustandekommen, wie er meinte, nur durch den Mangel eines ihm zur Seite lebenden Tonsetzers und eines großen, weiten Zuschauerkreises gehindert wurde. Am Anfange des folgenden Jahres bearbeitete er noch den Schutzgeist und die Bestohlenen von Kotzebue für die Bühne, zog sich aber bald darauf in Folge eines unangenehmen Vorfalles von der Leitung der Hofbühne ganz zurück. Vier Jahre später konnte er sich dem ehrenvollen Auftrage nicht entziehn, den Prolog zur Eröffnung des neuerbauten berliner Schauspielhauses zu dichten. Im letzten Jahrzehent seines Lebens beschäftigte ihn die Vollendung des zweiten Theils des Faust, an dessen vollständige Darstellung auf der Bühne er nicht denken mochte. Hätte ihn eine äußerliche Veranlassung getrieben, so würde er auch jetzt noch einzelnes für die Bühne geliefert haben; manche früher gefaßte Plane lagen ihm im Sinne, und es fehlte nicht an Augenblicken, wo neue Stoffe ihn anregten. So versuchte er noch im Oktober 1828 im Gespräche über Rossinis Moses eine wirkungsvollere Oper über diesen Gegenstand in den Hauptzügen zu entwerfen, und im folgenden Februar äußerte er gegen Eckermann, wenn das Schauspielerpaar Genast in Weimar bliebe, so würde er gleich zwei einaktige Stücke in Prosa schreiben, das eine von der heitersten Art, mit einer Hochzeit endend, das andere grausam und erschütternd, so daß am Ende zwei Leichname zurückbleiben; das letztere stamme noch aus Schillers Zeit, der auf seinen Antrieb eine Szene davon

geschrieben; beide seien ihm so vollkommen gegenwärtig, daß er jedes in acht Tagen diktiren wollte. Faust ward kurz vor seinem letzten Geburtstage vollendet, und noch zwei Monate vor seinem Tode wollte er einzelnes darin weiter ausführen. So wirkte der dramatische Trieb bis zum höchsten Greisenalter, ja fast bis zum letzten Lebenshauche in unserm Dichter fort.

III.

Wollen wir Goethes Bedeutung als dramatischer Dichter richtig würdigen, so liegt diese vor allem in der unendlich feinen, sprechend wahren, lebendig einheitlichen Entfaltung der Charaktere. Die von ihm gezeichneten Bilder entwickeln sich mit innerster Nothwendigkeit aus dem in der Einbildungskraft empfangenen Keime zu reinster, selbständigster Gestalt; wie im Mutterschoße ruhen sie oft Jahre lang in seiner Seele, bis sie endlich als wirkliche Gestalten aus ihr hervortreten, woher Goethe sein Dichten wohl als ein Reden mit Geistern, als eine Entbindung der Geister bezeichnet. Wenn Schillers Gestalten aus dem allgemeinen Begriffe gezogen und durch das Nachdenken durchgegangen sind, so erscheinen die goetheschen als die reinen Spiegelbilder desjenigen, was er in tiefster Seele geschaut und mit der ganzen Kraft seiner schöpferischen Vorstellung ergriffen hat. Die überlieferten Gestalten der Sage und Geschichte wehten ihn mit befruchtendem Hauche an und senkten einen geistigen Lebenskeim in seine Brust, der mit ureigenem Triebe nach lebendigster Entwicklung drängte. Daher sind seine Hauptcharaktere so aus dem Ganzen geschaffen, so in sich selbst übereinstimmend, so voll ausgebildet und abgerundet, daß sie wie frisches Leben uns ansprechen. Die Gestalten aber, die seine Seele

besonders trafen und dichterisch begeisterten, waren nicht, wie meist bei Schiller, starke, leidenschaftlich handelnde, mächtig in die Welt dringende, ihren Willen durch eine wirkungsreiche That durchsetzende, sondern edle, gemüthvolle, in ihrem Herzen das höchste Glück findende Menschen, die durch den Drang der Verhältnisse in bittere Kämpfe gestoßen werden, aus denen sie sich durch ihren höhern Sinn retten, oder in Folge ihres Edelmuthes zu Grunde gehen. Iphigenie, Tasso, die natürliche Tochter, Stella, Faust, Götz, Egmont. Die eigentlichen Männer der That, heroische Charaktere, lagen dem Dichter zu fern, als daß sie ihn nachhaltig zu begeistern vermocht hätten, wenn er auch freilich wohl im Stande war, solche im Drama geforderten Gestalten treffend auszustatten: sein Götz selbst findet sich im Falle der Nothwehr, da er kein Unrecht leiden kann, sein Egmont beschwichtigt die Aufsätzigen, seinen Julius Cäsar hat er ebenso wenig als Mahomet und Sokrates vollendet, und er würde ihn gleichfalls als Opfer seines Edelmuthes dargestellt haben, in Faust entwickelt sich die Thatkraft erst zuletzt, da dieser alle menschliche Wirksamkeit durchlaufen soll, und das Höchste, was ihm auf Erden zu Theil werden kann, die entschiedene Thätigkeit zu allgemeiner Wohlfahrt ist. Sein Prometheus ist ein seinen Gedanken durchsetzender Künstler. Goethe selbst konnte sich nur einer ruhigen Thätigkeit widmen, deren sichern Erfolg er vor sich sah; jedes gewaltige Wirken, jedes leidenschaftliche Bekämpfen des Bestehenden, jeder Umsturz war seiner Seele zuwider, und er konnte solches nur nebensächlich, wie im Egmont, freilich aber dann auch mit der vollsten dramatischen Lebhaftigkeit, darstellen, es nie zum Hauptgegenstande machen; ja bei allen wirklichen Umwälzungen fühlte er sein Gemüth mehr für das Unterliegende als für das Obsiegende

gestimmt, und er weihte dem krampfhaften Untergange des erstern seine dichterische Theilnahme. So hatte Goethe längere Zeit eine Tragödie im Sinne, wo der Untergang des römischen Heidenthums, in ähnlicher Weise wie in der Braut von Korinth der des griechischen, zur Darstellung gelangen sollte; der Alte widersteht dem siegreich vordringenden Christenthum und stirbt, den überkommenen Göttern treu, während Sohn und Tochter dem neuen Glauben huldigen. Wie bei den überlieferten, so ging Goethe auch bei den erfundenen Stoffen meist vom Hauptcharakter, nicht von der Handlung oder einer Idee aus; von dieser Art sind der empfindsam verrückte Prinz im Triumph der Empfindsamkeit, das eigenwillige Schweizermädchen in Jery und Bätely und Satyros. Nur selten finden wir, daß der Dichter durch eine merkwürdige oder anziehende Handlung zu dramatischer Darstellung angeregt wurde, wie bei Clavigo, dem Großcophta, Claudine, Erwin und Elmire, aber auch hier gewann die Charakterbildung bald die Oberhand, und er konnte es sich meist nicht versagen, ganz neue, bedeutende Charaktere mit besonderer Liebe auszuführen, wie im Clavigo den Carlos, im Großcophta den Ritter. Diejenigen Stücke, in welchen er bestimmte Wahrheiten veranschaulichen wollte, können hier ebenso wenig in Betracht kommen als die bloß auf äußerliche Veranlassung unternommenen, wohin auch die meisten Singspiele zu rechnen sind; sie sind bloß Zeugnisse der reichen Gestaltungskraft des Dichters, der nur mit halber Seele bei ihnen weilte. Die ächten Kinder seiner dramatischen Muse haben sich sämmtlich aus lebhaft erfaßten Charakterbildern entwickelt. Daher konnte Goethe mit Recht von sich sagen, er habe in seinen Dramen keine Ideen dargestellt. „Ich empfing in meinem In-

nern Eindrücke", äußert er gegen Eckermann, „und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot, und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden, und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen." Hierzu halte man eine andere, freilich humoristisch gefaßte Bemerkung aus dem Jahre 1782, die ihm der Aerger über den sich für dramatisch ausgebenden Pontius Pilatus von Lavater auspreßte: „Wenn unser einer seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt, und nennt ihn Werther, Egmont, Tasso, wie du willst, gibt es aber am Ende für nichts, als was es ist, so gehts hin. — In allen solchen Kompositionen muß der Verfasser wissen, was er will, aber nirgends dogmatisiren, er muß in tausend versteckten Gestalten, niemals geradezu, andeuten und merken lassen, wo es hinaus will."

Aus dem Charakter der Hauptperson fließen von selbst nach den überlieferten Zügen oder nach eigener Erfindung die dichterische Handlung und die Nebencharaktere, die entweder aus der Handlung nothwendig hervorgehen oder als Gegenbilder in mannichfachen Abstufungen den Hauptcharakter in helleres Licht setzen. Goethes genialen Geist bewundern wir besonders hierin und in der Art, wie er sich in die verschiedensten Charaktere hineinzuversetzen, sie auf das treffendste, oft mit wenigen bedeutsamen Zügen, darzustellen, ganz aus ihrer Seele zu reden weiß. Wir hören nicht, wie so oft bei Schiller, den Dichter selbst durch, sondern immer weiß er Stimme und Ton dem Charakter gemäß zu wählen, nicht in ängstlicher Berechnung,

sondern aus innerer Anschauung und lebendigster Ausstrahlung des vorschwebenden Bildes. Aber auch die glücklichste Dichterkraft bedarf der Regelung der Kunst, wie ja auch Vers und Reim nicht überall sich von selbst anbieten, sondern mit Bewußtsein geschaffen werden müssen; ohne diese wird der Geist sich leicht zu übermüthigen Ausschweifungen hinreißen lassen, welche dem reinen Eindruck des Ganzen Abbruch thun. Doch jene Regelung beruht keineswegs auf todter Anwendung einer angelernten Satzung, sondern auch sie muß aus innerster Seele und lebendiger Kunstbildung sich entwickeln. Das Gefühl für innere Form, für einheitliches Zusammenstimmen zu einer reinen Wirkung hat kein deutscher Dichter in dem hohen Maße besessen als gerade Goethe, der dieses nirgends glänzender bewährt als in Iphigenie und Tasso. Doch auch selbst in seinem ersten kühnen dramatischen Wurf begegnen wir dieser hohen künstlerischen Besonnenheit, wenn er auch freilich hier über die gewöhnlichen Schranken dramatischer Darstellung hinauszuschweifen scheint, doch nicht mehr als es der Gegenstand nothwendig forderte, sollte anders der Held in seiner ganzen ritterlichen Größe, in seiner ganzen deutschen Treue und Redlichkeit inmitten einer versinkenden, dem Trug und der Niederträchtigkeit verfallenen Zeit zu dichterischer Klarheit gelangen. Die Darstellung der äußern dramatischen Handlung gelingt unserm Dichter sehr wohl, nur legt er seine Fäden höchst fein und entfaltet ruhiger, ohne einen rasch sich bewegenden, mächtig spannenden, gewaltsam hinreißenden Verlauf sich zum Zweck zu setzen. Auch sind die von ihm gewählten Stoffe meist der Art, daß sie einer solchen Anziehungskraft nicht bedürfen, ja ein solches Drängen von Handlung zu Handlung würde ihnen geradezu widersprechen. Mag man also immer die Stücke Schil-

lers, des Dramatikers des Gedankens und der That, wirkungsvoller und großartiger finden, ein feinerer Sinn wird Goethes Dramen als reinste, vollendetste und wahrste Kunstgebilde stets verehren, aus denen ein schöner, würdiger Menschensinn, Herz und Gemüth in herrlichster Verklärung uns entgegenleuchten.

I. Entstehung des Götz.

Während seines straßburger Aufenthaltes war Goethe, da er sich in die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte vertiefte, besonders von den auf Selbsthülfe gerichteten ritterlichen Befehdungen angezogen worden, welche durch den von Kaiser Maximilian I. endlich glücklich durchgesetzten ewigen Reichslandfrieden (1495) für rechtslos erklärt und der strengsten Verfolgung anheimgegeben wurden. Erst nach der Rückkehr in seine Vaterstadt scheint ihm in der Bibliothek seines Vaters die mit einer Abhandlung von W. Fr. Pistorius über die in Teutschland ebemals im Schwang gegangenen Fehden und Diffidationen begleitete, von Veronus Franck von Steigerwald 1731 mit Anmerkungen herausgegebene Lebens-Beschreibung Herrn Gözens von Berlichingen, Zugenannt mit der Eisern Hand, Eines zu Zeiten Kaysers Maximiliani I. und Caroli V. kühnen und tapfern Ritter-Cavaliers zur Hand gekommen zu sein. Durch die Lebensbeschreibung des edlen Ritters, die von tiefstem Gefühl für Recht, Wahrheit und Treue, von kräftigstem Selbstvertrauen und gläubigster Unterwerfung unter Gottes Willen durchdrungen ist, fühlte er sich so wunderbar ergriffen, daß er in dem gepriesenen Landfrieden nur die Ausgeburt einer schwachen, entarteten Zeit sah, welcher die wahre Ritterlichkeit der Gesinnung ausgegangen, woher sie zur Unterdrückung des

auf seinem Recht bestehenden freien Rittersmannes sich verbündete und zu Trug und allen Mitteln übermüthiger Gewaltherrschaft ihre Zuflucht nahm. Götz selbst erschien ihm als der wahrste Träger edelster Ritterlichkeit, welche der arglistigen, gegen ihn verschworenen Schwäche unterliegen muß. Die von dem „getreuherzigen" Götz kurz vor seinem 1562 erfolgten Tode abgefaßte Lebensbeschreibung muß auf jeden Unbefangenen den Eindruck reinster Wahrhaftigkeit machen, und finden sich auch an einzelnen Stellen kleine Irrthümer, so hat doch auch die neuere Forschung die Wahrheit der Hauptthatsachen nicht zu erschüttern vermocht, und steht Götz noch immer als der edle Rittersmann da, der durch treulosen Verrath und die Arglist seiner Feinde die schwersten Leiden, ja den Verlust seiner ritterlichen Freiheit erdulden mußte. Die Darstellung Wilhelm Zimmanns in seiner Geschichte des großen Bauernkrieges beruht auf einseitigster Willkür. Götz hat niemals daran gedacht, den Bauernaufstand zu seinem Zwecke auszubeuten, er ist nur wider seinen Willen gedrängt worden, die Hauptmannschaft zu übernehmen, und sein den Bauern gegebenes Wort hat er, wie unerträglich ihm auch ihr Treiben, wie vertragswidrig ihr Betragen, wie unwürdig seine Stellung war, treu gehalten*). Wenn aber der jugendliche Dichter sich zur Bewunderung jener großen Zeiten ritterlicher, durch überkommene Satzungen geregelter Selbsthülfe hingerissen fühlte, so traf er hierin ganz mit dem freisinnigen, streng rechtlichen deutschen Geschichtsforscher Justus Möser zusammen, dessen hierauf bezüglicher Aufsatz Von dem Faustrecht bereits 1770 erschien,

*) Vgl. Zöpfl „Die Hauptmannschaft des Götz von Berlichingen im Bauernkriege von 1525, nach ungedruckten Akten" und meine Ausführung im Morgenblatt 1857, Nro. 34.

den Goethe aber erst vier Jahre später kennen lernte. Möser bezeichnet das Faustrecht des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts als ein „Kunstwerk des höchsten Stils". Unsere Vorfahren hätten nicht gewagt, das angeborene Recht der Stärke zu unterdrücken, es aber durch Gesetze gelenkt; das Faustrecht sei das Recht des Privatkriegs unter der Aufsicht der Landfriedensrichter gewesen. Möser preist die Zeiten glücklich, wo das Faustrecht ordentlich verfaßt gewesen, und er gibt ihnen an deutscher Ehrlichkeit, Männlichkeit und Ritterlichkeit vor den spätern den entschiedensten Vorzug, ja er glaubt, auf diesem mit dem allgemeinen Landfrieden eingeschlagenen Wege könne das deutsche Volk nicht zu der von der Natur ihm bestimmten Größe gelangen. Daß sich Goethe gerade für diese ächtdeutsche Freiheit begeistert fühlte und er dieselbe im Götz als dem letzten Ritter auf das herrlichste feierte, kann unmöglich als rein zufällig gelten; denn diese beruhte ja auf dem tiefsten Gefühl von Recht, Treue und Ritterlichkeit, sie hatte Deutschland einst so groß gemacht, und das Herz unseres Dichters schlug für diese deutschen Tugenden voll innigster Wärme.

In Straßburg sollte Goethe durch Herder auf den natürlichen Grund und Boden aller wahren Dichtung in der rein und klar, nicht nach künstlichen Regeln und Satzungen empfindenden Menschenbrust hingewiesen und zugleich durch Shakespeares mächtige Naturkraft sein Geist nachhaltig ausgeweitet werden. Erhalten ist uns ein Vortrag über Shakespeare, den Goethe wahrscheinlich wenige Monate nach dem ersten Entwurf des Götz, zu Shakespeares Geburtstag im April 1772, nach Straßburg sandte; in Frankfurt war auf seine Veranlassung schon im vorigen Jahre Shakespeares Namenstag, der 14. Oktober, feierlich begangen worden. Hier bemerkt er: „Die erste Seite,

die ich in Shakespeare las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen; und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert — alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehn, und, Dank sei meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe. Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unsrer Einbildungskraft; ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hätte. Und jetzo, da ich sehe, wie viel Unrecht mir die Herren der Regel in ihrem Loch angethan haben, wie viel freie Seelen noch darinnen sich krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte, ihre Thürme zusammen zu schlagen. — Shakespeares Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Stil zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt, den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat, in dem das Eigenthümliche unseres Ichs, die prätendirte Freiheit unseres Wollens mit dem nothwendigen Gange des Ganzen zusammenstößt *)."

So voll ergriffen von Shakespeares aller Fesseln spottender

---

*) Man vergleiche hiermit die Aeußerungen seines Wilhelm Meister B. 16, 227 f.

genialer Größe, fühlte sich der durch die Trennung von Friederiken aufgeregte, in Frankfurt unbehagliche und in sich versunkene Dichter im November 1771 zur Dramatisirung der Lebensbeschreibung des Götz gedrängt. Unmöglich kann er schon zu Straßburg einen Plan zum Stücke sich gebildet haben, wie er selbst B. 21, 245 andeutet. Daß dort bereits ein erster Entwurf des Stückes vollendet vorgelegen, hat man aus einem zwei Jahre zu früh gesetzten Briefe schließen wollen, der in den Sommer 1773 gehört und die Sendung des bereits gedruckten Stückes begleitete. Kurze Zeit, nachdem der Stoff des Götz ihn ergriffen hatte, am 28. November 1771, schreibt er an den Aktuar Salzmann, seinen innigst vertrauten straßburger Freund und Mentor: „Sie kennen mich so gut, und doch wett' ich, Sie rathen nicht, warum ich nicht schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft. Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Zirkelchen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. Ich kann nicht ohne das sein, Sie wissens lang, und es koste, was es wolle, ich stürze mich darein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und alles vergessen worden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die michs kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe; denn es ist traurig an einem Ort zu leben, wo unsere ganze Wirksamkeit in sich selbst summen muß. Ich habe Sie nicht ersetzt, und ziehe mit mir selbst im Feld und auf dem Papier herum. In sich selbst gekehrt, es ist wahr, fühlt sich meine Seele Efforts, die in dem zerstreuten straßburger Leben verlappten. Aber eben das wäre eine traurige Gesellschaft, wenn ich

nicht alle Stärke, die ich in mir selbst fühle, auf ein Objekt würfe, und das zu packen und zu tragen suchte, so viel mir möglich, und was nicht geht, schlepp' ich. Wenn's fertig ist, sollen Sie's haben, und ich hoff' Sie nicht wenig zu vergnügen, da ich Ihnen einen edlen Vorfahr, die wir leider nur von ihren Grabsteinen kennen, im Leben darstelle. Dann weiß ich auch, Sie lieben ihn ein bißchen, weil ich ihn bringe." Man fühlt, die Lebensbeschreibung des Götz hatte eben einen mächtig zündenden Funken in seine Seele geworfen, einen Funken, der nur aus dem ersten Lesen des Buches heraussprühen, unmöglich erst nach längerer Zeit oder wiederholter Lesung sich bilden konnte. Und hätte Götz ihm schon zu Straßburg im Sinne gelegen, so konnte dies für Salzmann unmöglich ein Geheimniß sein. Unter den Hauptschriftstellern, die er über die Geschichte des Landfriedens gelesen, nennt Goethe selbst (B. 22, 92) das umfangreiche lateinische Werk von J. Ph. Datt (1698), in welchem die Entwicklung der auf Erhaltung der Ruhe und Abstellung der Fehden hingerichteten Bestrebungen der Kaiser und Stände ihre erschöpfendste Darstellung gefunden hatte. Sonst scheint er nur noch das Corpus juris Germanici publici ac privati hactenus ineditum e bibliotheca Senckenbergiana (1760) in Bezug auf die Vehmgerichte benutzt, dagegen die Geschichte des Bauernkrieges nicht weiter verfolgt zu haben. Wie das Drängen seiner so innigst liebevoll an ihm hängenden Schwester Kornelie die Vollendung des Werkes beschleunigt, berichtet Goethe B. 22, 150; allein nach den oben mitgetheilten Aeußerungen an Salzmann dürfte es eines solchen Drängens durchaus nicht bedurft haben. Noch vor dem Ablaufe des Jahres ward das Stück vollendet und an Salzmann gesandt, welcher es genau durchnahm, aus-

führliche Bemerkungen hinzufügte und ihm vollsten Beifall schenkte, wofür ihm Goethe am 3. Februar 1772 dankte.

Mit größerer Scheu sandte er den Götz an Herder, den scharfen Beurtheiler und unbarmherzigen Verspötter aller Schwächen. „Das Resultat meiner hiesigen Einsiedelei kriegen Sie hier in einem Skizzo", schreibt er diesem, „das zwar mit dem Pinsel auf Leinwand geworfen, an einigen Orten sogar einigermaßen ausgemalt, und doch weiter nichts als Skizzo ist. Keine Rechenschaft geb' ich Ihnen, lieber Mann, von meiner Arbeit, noch sag' ich meine jetzigen Empfindungen darüber, da ich aufgestanden und in die Ferne getreten bin; es würde aussehen, als wollt' ich Ihr Urtheil leiten, weil ich fürchtet', es wandelte an einen Platz, wo ich's nicht wünschte. Das aber darf ich sagen, daß ich recht mit Zuversicht arbeitete, die beste Kraft meiner Seele dran wendete, weil ich that, um Sie drüber zu fragen, und wußte, Ihr Urtheil wird mir nicht nur über dieses Stück die Augen öffnen, sondern vielmehr über diesem Stück dich lehren, wie Oeser, es als Meilensäule pflanzen, von der wegschreitend du eine weite, weite Reise anzutreten und bei Ruhestunden zu berechnen hast. Auch unternehm' ich keine Veränderung, bis ich Ihre Stimme höre; denn ich weiß doch, daß alsdann radikale Wiedergeburt geschehen muß, wenn es zum Leben eingehn soll." Herder nahm den Götz mit großer Freude auf als eine „wahrhaft schöne Produktion", wie er ihn im März in einem Briefe an seine Braut nennt. Aber auf unverantwortliche Weise ließ er den Dichter selbst, der unterdessen die Bekanntschaft seiner Braut gemacht hatte, ohne irgend ein aufmunterndes oder zurechtweisendes Wort. Im Juli schreibt er seiner Braut, er schicke nun den Götz nächstens an Goethe zurück, der ihn dann wohl an Merck mittheilen werde. „Dann werden auch Sie ei-

nige himmlische Freudenstunden haben, wenn Sie ihn lesen. Es ist ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin, obgleich hin und wieder es auch nur gedacht ist." In Herders uns nicht vorliegendem Briefe wird dieser das Ueberspannen shakespearescher Freiheit und den zeitweiligen Mangel an lebendigem Gefühl in seiner scharfen Weise dem Dichter vorgerückt haben, wodurch dieser um so weniger sich verletzt fühlte, als er Herders Wesen kannte und selbst durch das Studium von Anakreon, Theokrit und besonders Pindar sich höher herangebildet hatte, so daß er auf die kurz vergangene Zeit als eine überwundene Stufe hinschaute. Sein Brief über den Götz, erwiedert er, sei ihm ein Trostschreiben gewesen; er selbst habe das Stück schon tiefer heruntergesetzt. Den Vorwurf, daß Shakespeare ihn ganz verdorben, habe er gleich in seiner ganzen Stärke gefühlt. „Genug, es muß eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem, edlerm Stoff versetzt und umgegossen werden. Es ist alles nur gedacht. Das ärgert mich genug." Auch in dem schon angeführten Vortrag über Shakespeare spricht er sich höchst bescheiden aus. „Ich schäme mich oft vor Shakespeare", schreibt er; „denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke: Das hätt' ich anders gemacht! hintendrein erkenn' ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare die Natur weissagt, und daß meine Menschen Seifenblasen sind, von Romanengrillen aufgetrieben." Wie hoch aber Herder Goethes Götz hielt, sprach er in dem 1772, vor dem Erscheinen des Stücks, gedruckten Aufsatz über Shakespeare aus, an dessen Schluß es heißt: „Glücklich, daß ich noch im Ablaufe der Zeit lebte, wo ich ihn begreifen konnte, und wo du, mein Freund, der du dich bei diesem Lesen erkennest und fühlst, und den ich vor seinem heiligen Bilde mehr als einmal umarmt, wo du noch

den süßen und deiner würdigen Traum haben kannst, sein Denkmal aus unsern Ritterzeiten in unsrer Sprache unserm so weit abgearteten Vaterlande herzustellen. Ich beneide dir den Traum, und dein edles deutsches Wirken laß nicht nach, bis der Kranz dort oben hange."

Auch an seinen Freund Lerse soll Goethe den ersten Entwurf des Götz gesandt, und dieser besonders einige gar zu freie Stellen getadelt haben, die später wirklich weggefallen; wahrscheinlich änderte er auf seine Vorstellung auch die Bezeichnung des Lersen als „kleines Männlein". Wie von Lerse, so wird Goethe auch von Merck, dem strengen Beurtheiler, manche Bemerkungen vernommen haben. Zu einer Umgestaltung des Stückes aber schritt er erst im Anfange des Jahres 1773. Am 12. Februar hören wir ihn an Kestner berichten: „Ich bereite jetzo ein stattlich Stück Arbeit zum Druck; wenns fertig ist, komm' ich, es euch vorzulesen." Daß er auch diese zweite Bearbeitung nur als eine weitere Vorübung betrachtet, die er künftig bei einer neuen, mit größerm Fleiß und Ueberlegung anzustellenden Behandlung habe zu Grunde legen wollen, können wir Goethe unmöglich glauben, wie denn seine ganze Auslassung über diese zweite Behandlung (B. 22, 150 ff.) manches Irrige enthält. Dieser zweiten Bearbeitung, die er binnen wenigen Wochen zu Stande brachte, hatte er seinen angestrengtesten Fleiß gewidmet, wobei er manche neue Züge aus der Lebensbeschreibung herübernahm, und er durfte sich dem Glauben hingeben, seinem Stücke, über dessen Entwurf er die verschiedensten Stimmen und die eingehendsten Beurtheilungen vernommen hatte, die höchste, ihm mögliche Vollendung verliehen zu haben; am unglaublichsten ist, daß er schon damals mancherlei Vorschläge einer neuen Bearbeitung in sich bedacht und seinem Freunde Merck vorgelegt habe, der durch seinen Zuspruch

und seine Theilnahme an den Kosten ihn bestimmt habe, das Stück in eigenem Verlag erscheinen zu lassen. Schon im vorigen Jahre hatte er auf seine Kosten den Bogen Von deutscher Baukunst und den Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu *** herausgegeben, wodurch er mit den Buchhändlern in Verbindung getreten. Den Verlag des Götz übernahm Merck, wie Goethe am 21. Juli 1773 an Kestner schreibt, den er bittet, für den Absatz Sorge zu tragen; Boie in Göttingen habe Exemplare. „Der Verlag gehört Mercken", schreibt er, „der ist aber in Petersburg; ich schicke mich nicht zum Buchhändler, ich fürchte, es bleibt hocken."

Auch die Bemerkungen Goethes über das Verhältniß der zweiten Bearbeitung zum ersten Entwurf bedürfen wesentlicher Berichtigung. Daß die Geschichte von Adelheiden, Weislingen und Franz in den letzten Akten fast die ganze Breite der Handlung einnimmt, worin Götz zurücktritt, kam nicht daher, daß der Dichter sich selbst in Adelheiden verliebte, sondern es lag in der ursprünglichen Anlage des Ganzen. In der zweiten Bearbeitung suchte Goethe hier möglichst zu kürzen, aber die Abkürzung ward doch am Ende sehr unbedeutend, da er neue Szenen einlegen mußte. Die glücklichste und folgenreichste Aenderung bestand darin, daß er Adelheidens anstößiges Verhältniß zu dem edlen Sickingen ganz fallen ließ und statt dessen eine Beziehung zu dem als Nachfolger Maximilians I. in Aussicht gestellten Karl V., freilich mit großer dichterischer Freiheit, erfand. An dramatischem Leben und gleichmäßigem Fortschritt, an treffender Charakteristik und feinen Zügen, an schöner Maßhaltung in Darstellung und Ausdruck, an sorgfältigster Durcharbeitung hat die zweite Bearbeitung gegen den ersten Entwurf bedeutend gewonnen, zum erfreulichsten Beweise, mit welcher Gewissenhaf-

tigkeit der Dichter dem ihm vorschwebenden Bilde eines den Anforderungen reiner Natur und maßvoller Schönheit auf gleiche Weise entsprechenden Dichtwerkes in seltener Selbstüberwindung nachgestrebt, wie er schon hier aus dem ungeschlachten Sturm und Drange und witzelnder Genialität sich herausgerettet, da er es sogar über sich gewann, die vortrefflichsten Szenen zu tilgen, wenn sie mit der einheitlichen Darstellung des Ganzen sich nicht vertrugen, und sich aller falschen Auswüchse mit unerbittlicher Strenge zu entledigen, welche jene Sturmdichter für ihre ächtesten Geistesblüthen hielten. Die wesentlichste Umgestaltung mußte der fünfte Akt erleiden. Gleich am Anfang sind die Szenen von Adelheiden unter den Zigeunern gestrichen, worin diese unter seltsamen Verhältnissen die Bekanntschaft Sickingens macht, welcher Weislingens Bild ganz aus ihrer Seele verscheucht, und zu gleicher Zeit nicht allein durch eine sie aufregende Weissagung der Zigeunerin zu Weislingens Verderben gereizt wird, sondern auch das Geheimniß eines furchtbaren Zaubermittels erfährt, das in ihrer Hand so unheilvoll wirken soll. Mit Sickingens sträflichem Verhältnisse zu der schönen Frau mußten diese Szenen nothwendig fallen. Die jetzt den fünften Akt beginnende Szene aus dem Bauernkriege ist eine völlige Umgestaltung der im Entwurf befindlichen, die mehr auf die erschütternde Darstellung des blutigen Ingrimms von Metzler gegen Otto von Helfenstein beschränkt war. Darauf gibt eine ganz neue Szene, die im Entwurf sehr vermißte Schilderung, wie Götz zur Annahme der Hauptmannschaft genöthigt worden; auch wird hier die später in die Handlung so bedeutend eingreifende Einäscherung von Miltenberg beschlossen. Gleichfalls neu ist die folgende Szene in Berg und Thal, worin Weislingen selbst gegen die frühere Darstellung mit der Verfolgung der Bauern

beauftragt erscheint. Der erste Entwurf, wonach Adelheid auf Weislingens Befehl zu ihm nach Augsburg gereist ist, hat hier die jetzt mit einigen Veränderungen am Ende des vierten Aktes angebrachte Szene zwischen Franz und Adelheiden. Die beiden folgenden Szenen haben nicht unbedeutende Aenderungen erlitten; ganz neu ist hier Weislingens Auftreten. Die Ausführung der in der zweiten Bearbeitung eingefügten Zigeunerszene, worin der verwundete Götz erscheint, ist nur sehr kurz, aus den frühern Zigeunerszenen bloß die Beschreibung des wilden Jägers mit wenigen Veränderungen aufgenommen. Die Darstellung, wie Götz bei den Zigeunern überfallen wird, und die Andeutung seiner Gefangennehmung füllen eine empfindliche Lücke des Entwurfs aus. An die Stelle der Szene in Adelheidens Vorzimmer, wo diese Sickingen entläßt, später mit Weislingen unfreundlich zusammentrifft, ist eine neue zwischen Franz und der schönen Frau getreten, die ihn bestimmt, seinem Herrn das Giftfläschchen unter das Getränk zu gießen. Von den beiden darauf folgenden Szenen ist die erste, zwischen Götz und Elisabeth, weiter unten als vorletzte angebracht. Die darauf im Entwurf folgenden drei Szenen, von denen die erste und letzte zwischen Adelheiden und Franz, die erstere auf Weislingens, die andere auf Adelheidens Schloß spielt, zwischen beiden Elisabeths dringliche Bitte an Marien, Weislingen um Götzens Leben anzuflehen, sind mit Recht gewichen. Die folgende Szene auf Weislingens Schloß mußte die wesentlichste Umgestaltung erfahren, da nicht, wie im Entwurf, Weislingen und Franz durch ein und dasselbe von der Zigeunerin angegebene heimliche Zaubermittel vergehen, wo dann Franzens grausenhafte Krankheit und Adelheidens schreckliches Verbrechen vom allein zurückgebliebenen Fräulein geschildert werden mußte, sondern Franz hat das Gift

seinem Herrn beigebracht, und er muß sich selbst den Tod geben, nachdem er seine fürchterliche Schuld verzweiflungsvoll gestanden hat. Eingeschoben ist die kurze Szene Hof einer Herberge, die folgende von oben hierher gesetzt. Die Szene im Wirthshaus zwischen Marien und Lerse ist ausgefallen, und der Dichter hatte Selbstüberwindung genug, auch die Ermordungsszene in Adelheidens Schlafgemach zu streichen, wie viel er sich auch früher gerade darauf zu Gute gethan haben mochte. Der Schlußszene ist ein Gespräch zwischen Marien und Elisabeth vorangestellt, in welches die oben ausgefallene Unterredung zwischen Marien und Lersen mit passenden Veränderungen übergegangen ist. Von den sonstigen Veränderungen erwähnen wir nur noch die hauptsächlichsten. Ganz neu ist die Schlußszene des zweiten Akts, worin der Aufbruch gegen die nürnberger Kaufleute angedeutet und zugleich die Unmöglichkeit hervorgehoben wird, in jenen verworrenen Zeiten auf gerichtlichem Wege Recht zu erlangen. Ausgelassen sind mit Recht die Unterredung zwischen Elisabeth und Marien über den Entschluß des Götz, seinen Knaben ins Kloster zu thun, und die ungemein schwache Schilderung des Reichstags am Anfang des dritten Aktes. Die Szene im Spessart am Ende des zweiten Aktes ist jetzt vor die ihr vorangehende gestellt, die Schlußszene des vierten Aktes, ganz verändert, mit der zweitvorhergehenden verbunden. Ohne auf die weitern höchst bedeutenden Veränderungen eingehen zu können, bemerken wir nur, daß manches Schroffe und Uebertriebene gemildert, viele feinen Züge und leichten Uebergänge eingefügt und manche steifen und leblosen Szenen zu höchstem dramatischem Leben gediehen sind, wovon gleich die erste Szene ein glänzendes Beispiel liefert.

Götz erschien im Juni 1773, und ward sofort den Freun-

den zugesandt. „Da hast du, lieber Kestner, ein Stück Arbeit", schreibt Goethe Mitte Juni. „Das lies deinem Weiblein vor, wenn ihr euch sammelt in Gott und euch und die Thüren zuschließt." Und einen Monat später bemerkt er, er verlasse sich auf die gute Natur seines lieben Götz, daß er fortkommen und dauern werde. „Er ist ein Menschenkind mit viel Gebrechen, und doch immer der besten einer. Viele werden sich am Kleid stoßen und einigen rauhen Ecken, doch hab' ich schon so viel Beifall, daß ich erstaune." Einem französischen Offizier sendet er den Götz mit der Bemerkung, er müsse unter Soldaten sein Glück machen; ob unter Franzosen, wisse er nicht. Gegen Gotter äußert er, jetzt, wo das Stück gedruckt sei, finde er nicht mehr halb die Freude daran, als da er es geschrieben „in guter Zeit, Tags-, Abends- und Nachtsherrlichkeit", und er wünscht, daß der Freund es damit auf seinem Liebhabertheater versuchen möge. Man sieht, wie ihm die weiteste Wirkung seines Dramas am Herzen lag. Ganz Deutschland jubelte dem Werke entgegen, und mochten manche auch durch das kecke Durchbrechen aller dramatischen Schranken sich besonders angezogen fühlen, alle bewegte der hier so herrlich ausgeprägte deutsche Sinn und der Schwung einer mächtigen, zum Herzen redenden Dichternatur. Schon im folgenden Jahre machte sich, trotz eines Nachdruckes, eine zweite Ausgabe nöthig, worin die frühern Druckfehler zum Theil verbessert wurden, aber neue hinzukamen; sonst zeigt diese Ausgabe nur wenige unbedeutende Abweichungen. Die Begeisterung ergriff nicht allein das Volk, sondern auch die höhern Stände, und obgleich man die Unaufführbarkeit des Stückes einzusehen glaubte, ruhte man nicht, bis man es auf der Bühne geschaut hatte. Im April 1774 betrat es die berliner Bühne; der Andrang war so groß, daß man es sechs Tage hinter einander

geben mußte. Diese Aufführung wurde ein Wendepunkt für die deutsche Schauspielkunst, da sie die Einführung charakteristischer Kostüme und Dekorationen veranlaßte, und freie Natürlichkeit und Wahrheit von jetzt an das gewohnte Pathos der Tragödie verdrängte, freilich um bald in wüsten Naturalismus auszuarten. In Hamburg wagte Schröder sich nach dem Clavigo auch an den Götz, und er fand damit so viel Beifall, daß er es nun auch mit Shakespeares Stücken versuchte. Das Glück, welches Götz allgemein machte, rief eine Schaar unberufener Nachahmer hervor*), die meist in ungeschickter, greller Weise übertrieben und den ächten deutschen Geist am wenigsten zu beschwören wußten. So waren denn die deutschen Bühnen bald von Ritterschlachten, Ritterpanzern, Ritterschwertern, klirrenden Ritterspuren, klingenden Ritterhumpen, Ritterkerkern, Fehmgerichten, Mord, Todtschlag und Vergiftung überflutet, und unter diesem falschen Pomp und Bombast jeder reine, ächte Sinn und jedes wahre Gefühl erdrückt, worüber sich Goethe selbst Weihnachten 1781 in dem Gedichte das Neueste von Plundersweilern (B. 7, 157 f.) lustig machte, wie er in einem Briefe an Lavater vom September 1780 über seine Aus- und Nachschreiber klagt, die seine „Manier vor dem Publiko lächerlich und stinkend gemacht". Gegen Ende des Jahres 1780 hatte der große Preußenkönig in seiner bekannten französischen Schrift über die deutsche Litteratur sich auf das schärfste gegen den Götz ausgesprochen. Zum Beweise, wie wenig Geschmack in Deutschland herrsche, führte er das Theater an, wo man die abscheulichen Stücke von Shakespeare mit großem Beifall sehe,

*) Selbst in Frankreich erschien bald eine Nachahmung: La guerre d'Alsace. Später wirkte Götz besonders auf Walter Scott bedeutend ein, der 1799 das Stück übersetzte.

diese lächerlichen Possen, würdig der kanadischen Wilden. Man könne diesen Mangel an Geschmack und Kunst der rohern Zeit Shakespeares verzeihen; doch in Deutschland erscheine noch jetzt ein Götz von Berlichingen, eine abscheuliche Nachahmung dieser verdammten englischen Stücke, und die Zuschauer könnten diese widerlichen Plattheiten nicht oft genug sehn. Die Vertheidigung Goethes übernahm Möser in dem 1781 erschienenen Schreiben über die deutsche Sprache und Litteratur, wo er den Götz als ein „edles und schönes Produkt unseres Bodens" bezeichnet; der Dichter habe uns eine Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unserer Vorfahren geben und uns zeigen wollen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären, und sei er um so mehr zu loben, als ihm niemand vorwerfen könne, daß er unrichtig gezeichnet, das Kolorit vernachlässigt oder wider das Kostüm gefehlt; hätte er ein Stück mit den französischen drei Einheiten geben wollen, so würde ihm dies ein Leichtes gewesen sein. Goethe nahm Mösers Schrift, welche ihm dessen Tochter überschickt hatte, mit dankbarster Erwiederung auf, obgleich auch Möser die eigentliche Bedeutung seines Stückes verkannt hatte. „Gewiß ist mir nie in den Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muster aufzustellen oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen", schreibt er an Mösers Tochter, „so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er solle versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt,

ob wir es gleich nicht gesehen haben und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend immer näher zu kommen." Daß Friedrich der Große in seiner großartigen Befangenheit nicht anders urtheilen könne, wußte er sich wohl zurecht zu legen, wenn er auch sich gelegentlich einmal derber über diese königliche Verwünschung äußerte. Wie weit war er längst über seinen Götz hinausgeschritten! Schon hatte er sich ganz der reinen, klar umschriebenen, beschränkten Form der Alten zugewandt — Iphigenie war gedichtet, Tasso im Entstehen begriffen — und jene Freiheitsbegeisterung bereits längst verrauscht. Hören wir ihn ja 1783 im Gedichte Ilmenau (B. 2, 32) klagen, er habe reines Feuer vom Altar gebrächt, aber was er entzündet, sei nicht reine Flamme.

Und wenn ich unklug Muth und Freiheit sang
Und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang,
Stolz auf sich selbst und redliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menschen schöne Gunst.

Im Jahre 1786 ging Goethe seinen Götz für die Ausgabe seiner Werke genau durch. Auch Wieland und Herder unterzogen sich dieser Mühe. Letzterer schrieb bei der Rücksendung: „Hier hast du deinen Götz, deinen ersten, einigen, ewigen Götz mit innig bewegter Seele. — Gott segne dich, daß du den Götz gemacht hast, tausendfältig." Wieland habe die e bis zum Lachen eingeschaltet, ohne Rücksicht, wer rede. Hiervon wie von einigen zu feinen Ausdrücken im Staatsstil, besonders in Weislingens Munde, wolle er mündlich mit ihm sprechen. Die Aenderungen in der 1787 erschienenen Ausgabe der Werke sind meist sprachlicher Art; einige derbe und unanständige Ausdrücke sind geändert oder gestrichen, deutsche Wörter an die Stelle der Fremdwörter, nur leider nicht durchgehend, getreten, Wortfor-

men und Satzverbindungen verbessert und ein paar Stellen passend umgestaltet. Eingefügt sind S. 107 die Worte Weislingens: „Er ist noch weder gewählt noch gekrönt" und Adelheidens Frage: „Wer wünscht und hofft es nicht?" S. 52 ist vor „Vielleicht seh' ich" ausgefallen: „Es hat sich leider schon zu viel verändert." Auch in den folgenden Ausgaben von 1807, 1816, 1827 wurde in sprachlicher Hinsicht einiges geändert, aber nur einzelne Wortformen; leider haben sich einige Druckfehler der vierbändigen Ausgabe, eines schlechten Abdrucks der ersten in acht Bänden, und der von 1816 später fortgepflanzt. Die von 1816 hatte das Lied Liebetrauts am Anfang des zweiten Aktes wieder in der ursprünglichen Gestalt, statt der 1787 eingeführten, gegeben*).

---

*) Als bedeutende Druckfehler, die sich noch in der Ausgabe von 1840 finden, führen wir an: S. 10 Z. 14 f. eine Zeit statt eine theure Zeit, S. 15 Z. 12 kann statt kann ich, S. 17 Z. 6 ein Frühstück statt fein Fr., S. 25 Z. 5 v. u. geblieben statt gut geblieben, S. 44 Z. 6 v. u. Geheul statt Gebell, S. 62 Z. 15 Geht! statt Geht nur! S. 63 Z 21 gehört statt gespürt, S. 66 Z. 5 halbe, verunglückte statt halbe, so viel v., S. 67 Z. 20 mir statt mit mir, S. 85 Z. 16 gleich statt gleich auf, S. 87 Z. 10 beginnt statt beginnt heut, S. 89 Z. 10 schwerlich statt schwerlich lang, S. 105 Z. 7 v. u. meine Feinde statt meine Feinde, deine Feinde, S. 110 Z. 7 v. u. nicht statt nicht so oft, S. 114 Z. 11 v. u. hält statt hätt.

II. Der Stoff und dessen dichterische Gestaltung.

Strahlt uns auch aus Götzens Lebensbeschreibung das Bild des edlen, getreuherzigen, auf Recht und Treue haltenden, von Muth und Kraft beseelten Ritters in klarsten, lebendigsten Umrissen entgegen, so bot sie doch dem dramatischen Dichter nur den rohen Marmor zu kunstvoller Gestaltung. Sie zerfällt in drei Abtheilungen, von denen die erste eilf Abschnitte enthält. Die drei ersten Abschnitte erzählen seine Jugendgeschichte von seiner Geburt (1480) bis zum Jahre 1501, wo er im Dienst des Markgrafen Friedrich IV. zu Onolzbach (Ansbach), der damals mit Nürnberg in Fehde lag, sich tüchtig bewährte. Eines besondern Handels aus demselben Jahr gedenkt der vierte, einer mannhaften That aus dem Jahre 1503 der fünfte Abschnitt. Der folgende sechste berichtet zunächst über seine Theilnahme am baierischen Kriege (1504 — 1505), wo er vor Landshut seine rechte Hand verlor, woran sich zwei andere Geschichten aus den Jahren 1507 und 1510 anschließen. Hierauf folgen im nächsten Abschnitt zwei „Reisen" im Dienste eines unter dem Namen der **Meuterer** bekannten Mannes zu Rothenburg an der Tauber, der später neue Unruhen anstiftete und 1513 mit dem Schwert hingerichtet ward. Im achten Abschnitt hören wir, wie er sich der Sache eines stuttgarter Schneiders gegen die Kölner annahm, von denen er zwei Kaufleute überfiel und beraubte, wie es im Sprachgebrauch der Zeit hieß, **niederwarf**; die Sache

ward darauf zu Frankfurt geschlichtet, vertragen, doch kam er wegen jenes Niederwerfens auch mit den Bischöfen von Bamberg und Hanau und mit den Herren von Hutten in Fehde, und zu gleicher Zeit überfiel ihn Philipp Stumpf mit seinen beiden Söhnen auf treulose Weise. Der neunte Abschnitt erzählt die weitere Fehde mit dem Bischof von Bamberg. Götz und sein Vetter Eustachius von Thüngen, welcher dem Bischof feind geworden, bemächtigten sich auf dem Maine eines Schiffes und aller bambergischen Güter in demselben. Da er darauf auch den Nürnbergern feind werden wollte, warf er 1512 mit Hans von Selbiz 95 Kaufleute nieder, welche von Bambergern geleitet wurden, nahm aber von der Beute nur nürnbergisches Gut. Gleich darnach zog er auf Kundschaft gegen Köln; auf dieser Reise ließ er den bamberger Bischof zu Bacharach mit Willen durchschlüpfen. Sehr verschiedene Geschichten bringt der zehnte Abschnitt. Weil die Nürnberger seinen Jugendgefährten Fritz von Littwach (Lidwach) heimlich gefangen genommen und einen Knecht, Georg von Gaißlingen, erstochen, der ihm seinen Dienst zugesagt, war er diesen feind geworden: aber er und sein Bruder wurden wegen ihrer Beraubungen der Nürnberger in die Acht und Aberacht erklärt und eine Exekution von vierhundert Reitern gegen sie beschlossen. Hierdurch war Götz indessen nicht gehindert, seine Rache an den Nürnbergern fortzusetzen, bis die Sache im Sommer 1514 zu Würzburg vertragen ward. Unmittelbar darauf zog er mit seinem Bruder dem wilden und ungestümen Herzog Ulrich von Würtemberg, in dessen Land sich ein Aufstand erhoben hatte, mit etwa dreißig Pferden in aller Eile zu Hülfe. Bei diesem Herzog Ulrich blieb Götz, bis Franz von Sickingen ihn bestimmte, in kaiserliche Dienste zu treten, wobei er sich nur ausbedang, nicht gegen Würtemberg und die

Pfalz gebraucht zu werden. Die Aufkündigung erfolgte zur Zeit, aber ehe die bedungene Frist zu Ende war, sollte Götz in das Unglück des Herzogs verwickelt werden, da der schwäbische Bund diesem wegen der Einnahme der Stadt Reutlingen den Krieg erklärte und alle seine Städte, Festungen und Burgen nahm. Nur die Schlösser Hohenasberg und Möckmühl hielten sich noch. Götz vertheidigte das letztere mit tapferstem Muth und unerschütterlicher Ausdauer. Obgleich er hoffen konnte, sich selbst glücklich durchzuschlagen, ging er doch auf das Versprechen der Bündischen ein, die Besatzung mit Hab und Gut, Wehr, Harnisch und Pferden frei abziehen zu lassen. Allein der Vertrag ward auf das schmählichste gebrochen: kaum hatte er die Burg verlassen, als man die Abziehenden überfiel; seine Knechte wurden erstochen und der oberste Bundeshauptmann hatte Befehl gegeben, auch ihn zu ermorden, was aber vereitelt wurde. Götzens Freunde verwandten sich für ihn, worauf denn Herzog Wilhelm von Baiern ihn der Gemeinde von Heilbronn überantwortete. Hier blieb er viertehalb Jahre in Haft, bis er im Oktober 1522, mürbe durch die lange Haft, sich endlich entschloß, den Vertragseid, die Urfehde, zu schwören, in Zukunft mit allen hohen und niedern Ständen des Bundes Frieden zu halten und 2000 Goldgulden zu zahlen für die Landsknechte, die ihn gefangen genommen. In demselben Abschnitt werden noch ein paar andere Unternehmungen aus den Jahren 1515 und 1516 erzählt, wo wir ihn zweimal seinem „freundlichen lieben Schwager“ Franz von Sickingen zu Hülfe ziehen sehen. Im letzten Abschnitt wird zunächst die Veranlassung der Fehde mit Mainz im Jahre 1515 und der Verlauf derselben berichtet; nachdem diese 1517 vertragen war, übernahm er für den Pfalzgrafen Ludwig die Fehde gegen Konrad von Schott.

Die zweite, bei weitem kürzere Abtheilung der Lebensbeschreibung behandelt Götzens unfreiwilligen, höchst unglücklich endenden Antheil am Bauernkriege (1525). Er verließ nach Ablauf der vertragsmäßigen Zeit die Bauern bei Adolsfurth, mit dem Bewußtsein, manches Uebel verhindert und sich als redlicher Ritter in der mißlichsten Lage gehalten zu haben. Er möchte gern wissen, bemerkt er, wie er sich anders bei diesem tyrannischen Volke hätte halten sollen, dessen Führung er auf die Bitten der mainzer Räthe und des pfalzgräflichen Dieners Marx Stumpf übernommen, und hätte er es besser gewußt, so würde er es gern gethan haben. Sein Wunsch war, beim Kaiser in Dienst zu treten, wofür der kaiserliche Obrist Georg Truchseß zu Stuttgart sich verwenden zu wollen versprach. Die Bündischen aber stellten ihm nach, warfen ihn nieder und nahmen ihm das Gelübde ab, sich, wenn er gefordert werde, vor dem Bunde zu stellen. Unbedenklich folgte er der Vorladung nach Augsburg, obgleich Graf Georg von Werthheim ihm mittheilte, der Bund habe beschlossen, ihn in den Thurm werfen zu lassen. „Ich weiß mich der Sachen unschuldig", erwiederte er diesem, „und mit guten Ehren wohl zu verantworten; lieber will ich in den Thurm gehn als mein Wort entehren". Und was er in gutem Bewußtsein für unmöglich gehalten, traf wirklich ein. Hier lag er denn zwei Jahre und mußte das Seine verzehren, das ihm, wie er treuherzig bemerkt, lange Zeit sauer geworden war. Nur gegen eine schwere Urfehde gab man ihn endlich frei; er mußte schwören, in seinem Schlosse Hornburg und dessen „Bezirck, Hofmarck und Zehenden" sein Leben lang zu bleiben, keine Nacht außerhalb seines Schlosses zuzubringen, kein Pferd mehr zu besteigen, den im Bauernkrieg zugefügten Schaden dem Erzbischof von Mainz, dem Bischof von Würzburg

und dem Prälaten zu Amerbach zu ersetzen*), sich des Vergangenen wegen an niemand zu rächen, und gegen die Stände des Bundes weder selbst noch durch andere etwas unternehmen zu wollen bei Strafe von 25000 Gulden. Mit Recht bemerkt Götz, daß er mehr seiner frühern, längst geschlichteten Fehden als des Bauernkrieges wegen habe entgelten müssen, und er beklagt sich, daß unter den fünf Bundesräthen, die über ihn gerichtet, drei Aebte und Prälaten, die ihm, weil er viel mit Geistlichen in Fehde gestanden, nicht gewogen gewesen, und ein Ritter sich befunden, den er einmal in einer Fehde mit seinem Herrn niedergeworfen und längere Zeit, freilich mit aller Achtung und Freundlichkeit, gefangen gehalten. Aber er meint, der schwäbische Bund würde ihm seine schwere Urfehde erleichtert und sich gegen ihn als einen Rittermäßigen von Adel gnädiglich bewiesen haben, wäre er nicht wenig Jahre nachher aufgelöst worden.

Die dritte Abtheilung enthält „etliche Reiterstücke außerhalb der Fehden". Die in den beiden ersten Abschnitten erzählten

*) Wegen dieser Entschädigungen erhob Kurmainz im folgenden Jahre (1531) auf dem Bundestage zu Nördlingen Klage; das Kloster Amerbach machte Anspruch auf 18000 Gulden, die Geistlichen von Miltenberg wollten den Schaden ersetzt haben, den ein Diener von Götz ihnen zugefügt, der Pfarrer von Gamberg das, was er durch die Bauern eingebüßt. Nach langen, urkundlich vorhandenen Verhandlungen, worin Götzens Unschuld durch die klarsten Zeugenaussagen sich ergab, wurde erkannt, Götzens Anwalt solle in dessen Namen seine Unschuld in Betreff des Mainz und dem Kloster Amerbach zugefügten Schadens beschwören, dem Prälaten von Amerbach aber gegen Zahlung des Werthes dasjenige auf Verlangen zurückliefern, was er von diesem und seinem Kloster an sich gebracht; die Geistlichen von Miltenberg wurden abgewiesen. So ward Götzens Unschuld hier auf das unzweideutigste anerkannt. Er selbst gedenkt in seiner Lebensbeschreibung dieser Klage nicht.

Abenteuer aus früherer Zeit sind ohne Bedeutung, dagegen berichtet er im dritten, wie er im Jahre 1542, nachdem der Kaiser ihn seiner Haft entlassen und ihm angezeigt, daß er ihn in Ungarn brauchen wolle, mit hundert Pferden nach Wien gezogen, wo er ein bis zwei Monate geblieben und dann durch Böhmen nach Hause zurückgekehrt sei. Zwei Jahre später zog er im Dienste des Kaisers nach der Champagne, aber der am 18. September 1544 geschlossene Friede zu Crespy beendete einstweilen den Krieg. Von jetzt an scheint sich der vierundsechzigjährige Ritter, der gerade vor vierzig Jahren seine Rechte verloren hatte, ruhig auf seinem Schlosse zu Hornberg gehalten zu haben, bis zu seinem am 23. Juli 1562 daselbst erfolgenden Tode; wenigstens erwähnt die kurz vor seinem Ende geschriebene Lebensbeschreibung keiner spätern Thaten, obgleich er sich einmal berühmt, er habe mit seiner *einen* Faust „schier sechzig Jahr Krieg, Fehd und Händel" gehabt.

Werfen wir einen Rückblick auf den übersichtlich dargestellten Stoff der Lebensbeschreibung, so boten diese zerfaserten, lose aneinander geknüpften Einzelheiten nichts weniger als den fortlaufenden Faden einer sich abspinnenden dramatischen Handlung. Den Hauptpunkt bildet die Feindseligkeit des schwäbischen Bundes gegen Götz, den er mit seinen Netzen umspinnt und ihn zu jahrelanger Unthätigkeit zwingt, ihn als „freien Rittersmann" ganz vernichtet. Diese zum schwäbischen Bunde vereinten geistlichen und weltlichen Fürsten, Städte und Herrn haben nicht sowohl den Zweck, Recht und Gesetz überall zur Ausführung zu bringen, vielmehr übt der Bund unter solchem Vorwande die allerschlimmste eigensüchtige Gewaltherrschaft. Schwäche und Herrschsucht flüchten sich unter die Flügel dieses mächtigen Reichsadlers, um durch alle treulose Mittel der List, des Trugs, der

Bestechung sich an ihren Feinden zu rächen. Treue, Biederkeit und männliche Tapferkeit sind verschwunden, haben der Tücke, Feigheit und höfischen Schlauheit weichen müssen; im Kampfe mit diesen unreinen Mächten muß ein freier, edler Ritter unterliegen. Dieser Gedanke blitzte dem Dichter aus der Lebensbeschreibung entgegen als der eigentliche Mittelpunkt einer aus ihr zu gewinnenden dramatischen Handlung, worauf auch das der ersten Bearbeitung vorgesetzte Wort aus Hallers eben im Herbst 1771 erschienenem Usong, eine morgenländische Geschichte, hindeutet: „Das Uebel ist geschehen, das Herz des Volkes ist in den Koth getreten, und keiner edlen Begierden mehr fähig."

Sollte das Unterliegen von Götz recht wirksam dargestellt werden, so mußte er in Folge der gegen ihn wirkenden Arglist und Treulosigkeit seinen Untergang finden; die lange thatenlose Ruhe nach dem Bauernkriege konnte der Dichter eben so wenig brauchen als die wenig eingreifenden Züge nach Wien und in die Champagne; sein Held mußte als letzter Ritter mit der erschütternden Ueberzeugung enden, daß die Zeiten des Betruges gekommen, worin kein Edler sich zu halten vermag, nur hierin konnte das Gedicht seinen abrundenden Abschluß gewinnen. Freilich pflegt man neuerdings dem Dichter das Recht abzusprechen, den geschichtlichen Stoff also zu ändern, allein unter wesentlichen und unwesentlichen Aenderungen ist wohl zu unterscheiden, und schon der alte Aristoteles hat richtig bemerkt, daß nur diejenigen dem Dichter verwehrt seien, wodurch der eigentliche Kern der Handlung ein ganz anderer wird. So muß z. B. Klytämnestra von Orest, Eriphyle von Alkmäon fallen, weil dies der Schwerpunkt der Sage ist, die, wenn man dies wegnimmt, eine ganz andere wird. Bei Götz liegt der Hauptpunkt darin, daß

der edle Ritter der Arglist unterliegt; daß er nach seinem Unfall, der ihm das Herz gebrochen, noch ein thatenloses oder wenig bedeutendes Leben führte, ist durchaus nebensächlich, und der Dichter muß es als etwas Zufälliges wegwerfen, das ihm sein Bild verdirbt. So wenig der Dichter die Natur, ganz, wie sie ist, abschreiben soll, so wenig ist er ein Sklave des geschichtlichen Zufalls, er darf, er muß dessen eigensinnige Willkürlichkeiten abstellen. So muß hier die Treulosigkeit der zu seinem Verderben verbundenen Feigen und Schelme dem Götz den Tod bringen, er muß an den im Kampfe empfangenen Wunden und dem düstern Gram über sein Unglück sterben.

Um eine rasch sich entwickelnde Handlung zu gewinnen, mußte der Dichter die beiden Gefangenschaften des Götz nahe aneinander rücken, und die erstere mit der gegen die Nürnberger gerichteten Fehde in Verbindung setzen; die Darstellung seiner Dienste beim Herzog von Würtemberg würde die dramatische Handlung verwirrt haben. Daher mußte Goethe den Helden nicht zu Möckmühl, sondern auf seiner eigenen Burg belagern lassen. Wenn er ihn aber nicht der geschichtlichen Wahrheit gemäß auf Hornberg, sondern auf Jaxthausen, der Stammburg seines Geschlechtes, wo er geboren war, sitzen läßt, so bestimmte ihn hierzu, abgesehen von der größern Wirkung der Zerstörung der Stammburg, vor allem der Umstand, daß er den Götz, der in der Wirklichkeit der jüngste mehrerer Brüder war, als einzigen Sprossen des edlen Geschlechts darstellen mußte, dem kein Kreis blutsverwandter, zu seinem Schutz bereiter Freunde zur Seite stand; durfte er ja das zu entfaltende Gemälde nicht durch eine Masse bedeutungsloser Personen über Gebühr ausbreiten und verdunkeln. Nicht Verwandte durften ihm zur Seite stehen, nur Freunde, die er durch seine Ritter=

lichkeit und Biederkeit sich gewonnen, ein Sickingen, ein Selbiz. Hans von Selbiz erscheint zweimal in der Lebensbeschreibung unter Götzens guten Gesellen, wie Franz von Sickingen als einer seiner Freunde hervortritt. Wenn Götz selbst den Sickingen seinen Schwager, seinen freundlichen, lieben Schwager nennt, so konnte dem Dichter nicht entgehn, daß der Ausdruck Schwager hier keine verwandtschaftliche Beziehung andeutet, sondern, wie so häufig in Götzens Munde, eine freundliche Bezeichnung eines vertrauten Gefährten ist; wenn er aber dennoch den Sickingen Götzens Schwester heirathen läßt, so geschah dies bloß zur glücklichen Verschlingung der dramatischen Fäden *). Die Lebensbeschreibung nennt gelegentlich eine Schwester von Götz als Gattin von Sigmund Truchseß. Besonders aber mußte Goethe das Bild der bis in den Tod treuen Gattin weiter ausführen, die in der Lebensbeschreibung nur dreimal ohne nähere Bezeichnung ihres Namens erwähnt wird. Goethe lieh ihr den Vornamen seiner Mutter. Die Lebensbeschreibung nennt Reinhard von Sachsenheim 1509 als Götzens Schwiegervater **). Auch eine reiche Nachkommenschaft konnte er Götz unmöglich lassen; mit ihm mußte sein Geschlecht aussterben, sein einziger Sohn ganz der biderben Kraft des Vaters ermangeln und im geistlichen Stande Ruhe und Frieden suchen. Die Lebensbeschreibung deutet auf mehrere Kinder ***).

---

*) Goethe thut sich selbst B. 22, 156 hierin Unrecht.

**) Hartard von Hartstein in seiner Hoheit des Teutschen Reichs-Adels nennt Dorothea von Geiling von Winersheim und Sophia von Westerstetten als Gattinnen, wogegen nach Graf Joseph von Berlichingen die erste Gemahlin Dorothea von Sachsenheim, die zweite Dorothea von Gailing war.

***) Hartard von Hartstein gibt den Stammbaum von vier Söh-

Um aber die Feindseligkeit des schwäbischen Bundes gegen Götz in lebendigster dramatischer Darstellung hervortreten zu lassen, bedurfte der Dichter einer besondern Persönlichkeit, in welcher sich der schärfste Gegensatz höfischer Feigheit und schleichender Arglist gegen die ritterliche Tapferkeit und unerschütterliche Treue des edlen Götz verkörperte — und so schuf er die Gestalt des fränkischen Ritters Adelbert von Weislingen *), dessen Zuname auf die falsche höfische Weisheit hinzudeuten scheint, im Gegensatz zum Vornamen. Um die Darstellung dieses ganz erfundenen Charakters wirksamer zu heben, macht er Weislingen zu Götzens liebstem Jugendgenossen, der mit ihm am markgräflichen Hofe gedient **), später aber, als er selbst den Zug nach Brabant mitmachte, vom Hofleben angezogen, zurückblieb, in alle Hofintriguen eingeweiht wurde und endlich sich ganz in die Dienste des Bischofs von Bamberg begab, des geschworenen Gegners von Götz, gegen den er überall Feinde erweckte. Götz nimmt ihn endlich gefangen. Einen gewissen Anhaltspunkt bot ihm hier die Lebensbeschreibung, welche berichtet, wie Götz, nachdem ihm ein Anschlag auf den Bischof von Bamberg, Georg

---

nen des Götz, je zwei aus jeder Ehe; keiner davon führt den Namen Karl. Nach Graf Joseph von Berlichingen hinterließ Götz fünf Töchter und acht Söhne, von denen nur einer Nachkommen hatte.

*) Schon in Straßburg hatte er sich die Fehde Adelberts von Bamberg gegen Rudolf von Würzburg angemerkt, und daß letzterm der Kopf abgesprochen wurde.

**) Nach der Lebensbeschreibung diente Götz als Reiterbube bei dem Markgrafen Friedrich IV. zu Onolzbach, bei dem sein Vetter Konrad von Berlichingen Ritter und Rath war; er begleitete den Markgrafen auf die Reichstage zu Worms (1495) und Lindau (1497) und auf den Zügen nach Hochburgund, Lothringen und Brabant (1497), später (1499) nach der Schweiz.

von Limburg, der ihm einen Buben gefangen genommen, fehlgegangen war, acht bis zehn Tage später einen Rath des schwäbischen Bundes und einen „einspännigen Reiter" niedergeworfen, wodurch er den Buben ledig gemacht und die Sache durch einen Vertrag ausgeglichen worden. Weislingen aber muß, als er sich beim alten Götz an dem Orte wiederfindet, wo sie als Knaben zusammen gespielt, seine Treulosigkeit tief empfinden und sich in bewundernder Verehrung zu diesem hingezogen, ihm aufs neue unzertrennlich verbunden fühlen, ja die stillen Reize seiner weichen, frommsinnigen Schwester fesseln ihn so unwiderstehlich, daß er das Band der Freundschaft durch verwandtschaftliche Verbindung noch inniger zu schließen sich gedrungen fühlt, wodurch sein späterer Verrath um so niederträchtiger wird und das Herz unseres Helden um so schneidender verletzt, zugleich aber einer der glücklichsten dramatischen Fäden gewonnen wird, da die treulos verlassene Maria später vor Weislingen bittflehend erscheinen muß, um die Qual seines Todes nur noch zu vermehren. Weiberlist und Schmeichelei machen den schwachen Weislingen seinen heiligsten Vorsätzen untreu, so daß er dem wiedergewonnenen Freunde, der ihre süße Seele ihm innig hingebenden Braut sein Wort schmählich bricht. Hier schuf denn der Dichter die Gestalt der im Glanze reichster Schönheit prangenden Adelheid von Waldorf, einer jungen, eben am Hofe zu Bamberg weilenden Wittwe, wozu ihm die Lebensbeschreibung gar keinen Anhalt bot; nur gedenkt diese gelegentlich eines Edelmanns Fabian von Walßdorff, eines Voigtländers, der vor Landshut 1504 geblieben, wobei der Herausgeber an das Dorf Walzdorff bei Bamberg erinnert. In dieser Adelheid entwirft uns der Dichter ein sprechendes Bild der an den Höfen wirksamen, alle Verhältnisse vergiftenden Weiberlist, die mit schlauster

Berechnung ihre Fäden spinnt. Aus ihr wächst Franz, der ganz von ihr verzückte Junge, gleichsam hervor, um dann zum bereiten Werkzeug ihres Verbrechens zu werden, ähnlich wie sich Georg und Lerse aus der Person des edlen, tapfern, treuherzigen Götz herausbilden.

Der Hof, an welchen uns Goethe führt, ist der des Bischofs von Bamberg, des erbittertsten Gegners von Götz. In der nähern Ausführung dieses geistlichen Hofes konnte der Dichter sich ganz frei ergehen, da die Lebensbeschreibung gar keine Züge bot, die er in seiner Weise zum Theil den geistlichen Höfen der Zeit, nur nicht dem von Mainz, entnahm, zum Theil frei erfand. Hier finden wir außer der mit dem Bischof auf vertraulichstem Fuße lebenden jungen Wittwe den lustigen Rath Liebetraut, der nicht bloß mit seinen närrischen, oft ungezogenen und anstößigen Witzen die nothwendige Würze der Unterhaltung bietet, sondern auch, in alle Pfiffe und Schliche des höfischen Treibens wohl eingeweiht, dem Bischof, wo es Noth thut, glücklich Hand leistet. Zwar treffen wir am bamberger Hofe auch den gelehrten Juristen Olearius als werthen Gast; allein wie man mit solchen, die Fürsten aus Eitelkeit angehenden und sich ihrer Gnade berühmenden gelehrten Herren nur prunkt, wie wenig Antheil man der Wissenschaft selbst zuwendet, zeigt die großartige Unwissenheit des Bischofs und besonders des Abtes von Fulda, die beide des Bacchus eifrigste Verehrer, aber über die zehn Gebote und ihr bißchen Kirchenlatein nicht hinausgekommen sind. Olearius, der seinen ehrlichen deutschen Namen Oelmann nach der Unsitte der Zeit in das Lateinische übertragen hat *), gibt uns ein sprechendes Beispiel, wie man durch fremd-

---

*) Bekannt ist Adam Olearius, eigentlich Oelschläger, der

ländische Gelehrsamkeit dem Rechte des Volkes ein falsches Reis aufpfropft, die natürlichen Rechtsanschauungen verwirrt; dagegen haben die Landsleute des Dichters hier die Ehre, den gesunden Sinn des Volkes, das nach seinen eigenen Ansichten und dem natürlichen Herkommen gerichtet sein will, dem Professor von Bologna gegenüber handgreiflich zu vertreten. Stellt sich nun auch der verderbliche Einfluß der geistlosen, schwelgerischen, alle Verhältnisse arglistig trübenden, herrschsüchtig überall sich eindrängenden geistlichen Höfe scharf heraus, so führt doch auch der Dichter, wie Götz selbst, Beispiele von würdigen Kirchenfürsten an. Auch das Mönchsthum wird uns als ein bedeutsames Glied des Zeitverderbens in der Person des Bruders Martin lebendig vorgeführt, der nicht zufällig Luthers Vornamen trägt und wie dieser dem Augustinerkloster zu Erfurt angehört, wenn auch nur als einfacher Bruder. Gleich Luther fühlt er die Last der widernatürlichen Gelübde, unter welcher so viele tüchtige Kräfte in bitterm Zwiespalt mit sich und ihrer traurigen Lage ihr Leben verquälen, wenn auch nicht alle Mönche müßig sind, sondern manche, wie unser guter Bruder, thun, was sie können. Daß aber Bruder Martin nicht die Kühnheit des wittenberger Reformators besitzt, erklärt sich daraus, daß Goethe uns seinen Helden nicht in einer aufstrebenden, sondern in einer versinkenden Zeit schildern wollte, woher auch im ganzen Stücke

---

als Gesandter des Herzogs von Holstein-Gottorp nach Rußland kam, später auch nach Persien ging, besonders durch seine neue orientalische Reisebeschreibung und die Uebersetzung von Saadis Rosengarten. Außer ihm haben mehrere theologische Schriftsteller dieses Namens sich hervorgethan. Auch der Urgroßvater Goethes von mütterlicher Seite, der Kanzleidirektor Wolfgang Weber, hatte seinen Namen als Textor übersetzt, um etwas daraus zu machen.

keine Andeutung der gewaltsam eindringenden Glaubensänderung hervortritt, obgleich der geschichtliche Götz selbst der neuen Lehre zugethan war.

Nach dieser Absicht, uns ein zerfallendes, der Schwäche, Feigheit und List anheim gegebenes Leben zu schildern, mußte sich dem Dichter alles umgestalten. So erscheint denn hier der ritterlich mannhafte Maximilian, dessen Götz auch in der Lebensbeschreibung gedenkt, obgleich sein Unglück und seine spätere Herstellung in die Zeit seines Nachfolgers fällt, als ein vom Alter gedrückter Mann, dessen Händen die Zügel der Regierung entfallen, der die Fürsten über sich herrschen läßt und mit Unmuth schaut, daß er dem Uebel nicht Einhalt zu thun vermag. Seiner großartigen Schöpfungen konnte am wenigsten gedacht werden, wie denn der ewige Landfriede selbst unserm Dichter in keinem günstigen Licht erschien. Die Verdienste, welche sich Maximilian um die Bildung der Landsknechte und die Geschützkunst erwarb, mußten ganz zur Seite bleiben; die Reichstruppen konnten nicht die tapfern Schaaren sein, welche der schwäbische Bund ins Feld schickte, nicht die im Ausland gefürchteten Landsknechte, sondern das erbärmliche Reichsheer, das bei Roßbach floh. So begegnet uns hier allwärts Schwäche und Zerfallenheit, welche sich auch in der Wirksamkeit des heimlichen Gerichtes zeigt, das allein im Stande ist, vornehme Missethäter zu strafen, während der Arm der öffentlichen Macht die Edelsten und Besten vernichtet; wie schlimm es mit dem Reichskammergericht bestellt sei, erfahren wir gleichfalls. Die völlige Unterwühlung jeder sittlichen Grundlage zeigt uns die im Bauernkrieg ausbrechende gräßliche Wuth. Goethe konnte jene Erhebung zu seiner Zeit ebenso wenig gebührend würdigen als Götz, allein wäre ihm auch der Bauernkrieg in seiner wahren Bedeu-

tung als das verzweifelnde Ringen nach Herstellung einer vernünftigen menschlichen Freiheit und Vernichtung der gott- und rechtlosesten Unterdrückung der entarteten weltlichen und geistlichen Herren erschienen, hier durfte er ihn nur als Ergebniß der allgemeinen sittlichen Auflösung auffassen, und zunächst in seiner Beziehung auf Götz, den sein böses Schicksal dem ruchlosesten Volk in die Hände treibt, dessen Verbrechen er mit büßen soll. So hat denn der Dichter uns ein lebhaft gezeichnetes Bild der ganz versinkenden Zeit entfaltet, in welcher Götz als der letzte Ritter fällt, dessen Augen neben der Gattin und Schwester, deren Gatte selbst in äußerster Gefahr ist, nur der treue, mannhafte Lerse schließt, der edelste Zeuge von Götzens Größe. Die ganze dramatische Handlung ist Goethes freie Dichtung, zu welcher er nur einzelne, von der ganz in Herz und Geist ihm übergegangenen Lebensbeschreibung gebotene Züge entlehnt und zu einem zusammenschließenden Ganzen verwoben hat, in welchem die hohe Gestalt des treuherzigen Ritters auf ergreifende Weise in Handlung gesetzt erscheint, gehoben durch den Gegensatz des schwachen, treulosen Weislingen und der feigen, arglistigen Zeit, und ins klarste Licht gesetzt durch den Haß Adelheidens, seiner geborenen Gegnerin und Todfeindin.

III. Dramatische Ausführung.

Erster Akt.

Die erste Haupthandlung bildet die Gefangennehmung Weislingens, in deren Darstellung der Dichter zugleich den Charakter des Götz und seine Lage, sowie seine frühere Beziehung zu jenem uns nahe bringt, wie auch schon hier die Charaktere Weislingens, Elisabeths und Mariens sich hervorthun. Gleich in der ersten, in der Herberge zu Schwarzenberg in Franken spielenden Szene*) werden wir auf lebhaft dramatische Weise in die Mitte der Handlung hineinversetzt. Der Bischof von Bamberg hat, trotzdem daß alles mit Götz vertragen war, einen Buben von diesem niedergeworfen, Götz hat ihm aufgelauert, aber es ist ihm der Streich mißglückt**); jetzt ist Weislingen, der Freund des Bi-

*) Schwarzenberg ist kein Ort, sondern der Name eines auf dem Berge liegenden Schlosses; der Ort am Fuße des Berges heißt Marktscheinfeld. Der Dichter nennt das Dorf selbst unbedenklich Schwarzenberg, wie es ihn auch nicht kümmert, daß die Freiherren von Schwarzenberg erst am Ende des sechzehnten Jahrhunderts in den Grafenstand erhoben wurden. Im ersten Entwurf fehlte jede Ortsbestimmung.

**) Hier schwebt die Aeußerung der Lebensbeschreibung vor: „Indem aber erfuhr ich, daß er der Bischoff von Bamberg gen Göppingen in Sauerbronnen ins Wildbad geritten war, und wolt baden für den reissenden Stein, so hett ich es guth im Sinn; ich wolt ihm das Bad geseegnet und ihne ausgerieben haben." Er erzählt darauf, wie dem Bischof der Anschlag verrathen worden. S. 6 ist Streich das

schofs und Götzens Feind, gerade auf dem Schlosse, wie die Reiter eben zu guter Zeit vernehmen. Von den beiden hier auftretenden Bauern erscheint Metzler später im Bauernkriege; ohne Zweifel beabsichtigte Goethe früher, auch den Sievers dort einzuführen, der schon hier den Wunsch ausspricht, einmal an die Fürsten zu kommen, die ihnen die Haut über die Ohren ziehen. Auch beruht es auf einem Versehen, daß wir hier nicht, wie im Entwurf, beide ihre Namen sich mittheilen hören, so daß sie uns später als alte Bekannte begegneten.

Die zweite Szene führt uns den Götz selbst vor, der, von den Knechten über Weislingens Aufenthalt benachrichtigt, zum Ueberfall aufbricht. Ehe aber die Knechte kommen, findet der Dichter Gelegenheit, uns die Stellung des Götz den Ränken der herrschsüchtigen Fürsten gegenüber anzudeuten, die ihn hassen und verfolgen, und besonders seinen Anschlag gegen Weislingen bestimmter hervorzuheben, wogegen wir von dem voll Begeisterung seine eiserne Rechte*) ergreifenden Bruder Martin hören, wie er aller Bedrängten Schutz. Hier tritt auch gleich der von ritterlichem Muthe entflammte spätere Reiterbube Georg, der Sohn des Wirthes, uns entgegen, gleichsam ein Doppelgänger unseres Helden, neben dem er sich entwickelt, wie Blüthe

Richtige, nach Götzens Sprachgebrauch. Strich war ein erst 1816 ausgemerzter Druckfehler der zweiten Ausgabe.

*) Auch hier bedient sich Goethe einer Stelle der Lebensbeschreibung. Götz berichtet nämlich, als er seine Hand verloren, sei ihm eingefallen, wie sein Vater von einem gewissen Köchle erzählt, der auch mit einer Hand sich mannlich bewährt habe. Da habe er denn Gott angerufen und gedacht, „wann ich schon zwölff Händ hette, und sein Göttliche Gnad und Hülff mir nicht wohl wöllt, so were es doch alles umsonst", wogegen er, hätte er auch eine eiserne Hand, „mit Gottes Gnad und Hülff im Feld noch irgend so gut seyn wolt als sonsten ein heilloser Mensch".

und Frucht an demselben Stamme erfreuen, zugleich als Gegensatz zu Götzens unkriegerischem Sohne Karl. Findet dieser im Kloster seine Stätte, so muß die edle, muthige Ritternatur des biedern Reiterbuben, der voll höchster Bewunderung an Götz hängt, der keinen andern Gedanken kennt als Kampf und Roß und Reiterehre, in diesen Zeiten feiger Arglist seinen Untergang finden. Zur Dichtung des braven Georg, dessen Vorbild man weder in Klopstocks Heldenknaben in der Hermannsschlacht noch in Lessings Philotas zu suchen hat, scheint Goethe einen Anknüpfungspunkt in der Lebensbeschreibung gefunden zu haben. Diese gedenkt nämlich eines Vetters von Götz, Hans Jörg von Thüngen, eines „jungen Knaben", den Götz einmal zu einem Ritter nach Franken geschickt, auf welchem Wege er niedergeworfen worden *). Der Wald, worin Götz hier vor der Herberge auftritt, muß wohl der dachsbacher Wald sein, da der Weg nach Dachsbach (bei Neustadt an der Aisch) ganz in der Nähe liegt; der erste Entwurf nannte den wohl ganz willkürlich erfundenen windsdorfer Wald.

Nachdem Götz gegen Weislingen aufgebrochen ist, führt uns der Dichter auf die Stammburg zu Jarthausen, wo Gattin und Schwester ihre verschiedene Beurtheilung des bewegten Ritterlebens unseres nie zu Ruhe kommenden Götz aussprechen, und Marie den Antheil, den sie an Weislingen nach den frühern Erzählungen ihres Bruders nimmt, nicht verleugnen kann. Die Geschichte von dem stuttgarter Schneider ist aus der Lebensbeschreibung. Der kleine Karl erscheint als Zögling seiner fromm-

*) Das von Georg erwähnte Werfen der Armbrust an den Kopf ist aus der Lebensbeschreibung „Da wurff ich ihme den nechsten mein Arm-Brust an Halß, dann ich hett kein Pfeil darauf."

sinnigen Tante, wogegen Elisabeth sich als Götzens starke Gattin erweist, welcher der treulose, ihren Mann anschwärzende Weislingen verhaßt ist *). Bei der Beschreibung des rasch eintretenden Reiters von Weislingens Gefangennehmung mit dem Anzeichen der fünf Wölfe benutzte Goethe die Schilderung der Lebensbeschreibung, wie Götz sich des Grafen Waldeck, eines Freundes des Bischofs von Mainz, in Westphalen bemächtigte. Dort befiehlt Götz zweien seiner Knechten, sich an den Grafen zu „nesteln", und diese „kuppelten" sich so an ihn, daß der Graf nicht entwischen konnte, worauf dann Götz, nachdem er mit dessen Knechten fertig geworden war, auf den Grafen selbst zurückt. Das „Wahrzeichen" mit den Wölfen beschreibt Götz selbst also: „So fallen 5 Wölff in die Schaaf, und griffen auch an, das hört und sahe ich gerne, und wünscht ihnen Glück, und uns auch, und sagt zu ihnen, glück zu lieben Gesellen, glück zu überall, und ich hielt es für ein Glück, dieweil wir also mit einander angriffen hetten."

Die folgende Szene führt uns endlich die beiden so verschieden geschaffenen Ritter in lebhafter Darstellung vor, Götz ganz zufrieden, nach so langem Auflauern endlich seinen Zweck erreicht zu haben, aber nicht übermüthig, sondern als freundlichen Wirth, Weislingen verstört und störrisch. Götz macht ihm den gemüthlichen Vorschlag, ihm eines seiner Kleider zu leihen, das ihm doch — wir haben ihn uns stark im Gegensatz zum feinern Weislingen zu denken — zu eng geworden, was ihn denn auf eine lustige Geschichte bringt, die fast wörtlich der Lebensbeschreibung entnommen ist **). Götzens Liebe zu seinem Jungen,

*) S. 19 Z. 17 ist „niedrigen Vorstellungen" ein Druckfehler von 1816 statt widrigen.

**) Nur wird dort statt des bekannten Franz von Sickingen Martin

sowie die ganz verschiedene, feinere Erziehung, welche dieser unter seiner frommen, verzärtelnden Tante erhält, deutet der nächste Auftritt an. Wie sehr Elisabeth und Maria in diesem Punkte voneinander abweichen, haben wir schon früher gesehen, der Knabe aber hält sich seiner Natur nach mehr an die Tante. Weislingen selbst wird durch den so ganz auf seine nächsten kleinen Wünsche beschränkten, rein kindlichen Knaben tief gerührt, und wünscht Götz, dessen Freundlichkeit und stille Größe ihn beschämt, im Kinde bestes Glück *). Als er sich aber nun allein befindet, da bricht das Gefühl von Götzens edler Treuherzigkeit und stiller Größe mit der Erinnerung an ihre glückselige, in innigster Freundschaft durchlebte Jugendzeit mit Gewalt hervor, und er fühlt sich gegen Götz trotz des Antheils, den sein Unfall im ganzen Bambergischen erregen wird, so unbedeutend. „Können Sie mir geben, wornach ich strebe!" ruft er aus; er meint das Gefühl wahrer Größe, wie er sie in Götz nicht ohne Neid und Haß bewundert. Als aber nun Götz wiederkehrt, da sprechen beide Ritter ihre verschiedenen Standpunkte lebhaft gegen einander aus. Der von Weislingen abgelehnte Zutrunk auf fröhliche Stimmung führt den Götz auf die mit ihm zusammen verlebten frohen Jugendtage. Die Geschichte mit dem Polacken,

---

von Sickingen, und statt des Fürsten von Nassau der Bischof Lorenz von Würzburg genannt. Die Schiffe des Bischofs von Bamberg hatte er im Dienst seines Vetters Eustachius von Thüngen niedergeworfen, er selbst aber damals (1511) schon zwei längst vertragene Händel mit dem Bischof gehabt.

*) Die Worte „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten", können nur darauf hindeuten, daß das Glück, wenn es auch manches gewährt, doch gerade die höchsten Wünsche unerfüllt zu lassen pflegt; unmöglich ist es, sie auf den Gegensatz des Vaters zum Sohn oder auf die verschiedenen Eigenschaften des Knaben selbst zu beziehen.

den Götz mit seinem eigenen „Degelein" an den Kopf schlug, weshalb er ein Viertelstund im Thurm liegen mußte, ist der Lebensbeschreibung entnommen, die durch den daselbst zweimal freundlichst erwähnten Bischof von Würzburg aufgebrachte Bezeichnung als Kastor und Pollux des Dichters eigene Erfindung; sie findet sich schon im ersten Entwurf, doch in ungehöriger Breite und ohne jenen glücklichen Ausdruck heitern Behagens. Aber nicht ohne Rührung kann der sonst so starke Götz daran denken, wie die schönen Träume seiner Jugend, wie sein noch am unglücklichen Tage bei Landshut auf seinen Adelbert gesetztes Vertrauen getäuscht worden, worauf dieser nur mit einem schmerzlichen, sein Unrecht halb gestehendes Oh erwiedert. Götz aber dringt weiter in ihn; er wirft ihm vor, daß das Hof- und Weiberleben ihn verdorben, und als Weislingen ihn davon abbringen will, führt er ihm die Unwürdigkeit vor, seine Freiheit als Rittersmann, diesen Kernpunkt für Götz, ganz aufzugeben und den Hofschranzen eines schlechten geistlichen Fürsten zu spielen. Weislingen dagegen nimmt sich im Sinne der Vertheidiger des Landfriedens der Fürsten an, die sich unter einander verbunden, um, was der von den Türken bedrängte Kaiser nicht vermöge, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben. Götz weist dies als bloße Redensarten zurück, hinter denen sich die Herrschsucht und der böse Wille gegen die einzelnen freien Ritter, wie nicht weniger gegen den Kaiser, den sie auf unwürdige Weise zum Besten haben, schlecht verstecke. Daß sie es mit dem Landfrieden nicht redlich meinen, beweist ja gerade die Art, wie der Bischof von Bamberg, der so gewaltig darauf gedrungen *),

*) Ueber Götzens Anwesenheit auf dem Reichstag zu Worms, wo der Landfriede zu Stande kam, vgl. oben S. 53**.

neuerlich wieder sich Gewaltthätigkeit gegen ihn erlaubt hat *), wobei Weislingen ihm hülfreiche Hand geleistet **). Da zeigt sich deutlich, worum es den Fürsten zu thun ist, sie wollen ihn, wie alle freien Ritter, aus dem Wege räumen, um nach Willkür schalten zu können; deshalb binden sie immer wieder mit ihm an, in der Hoffnung, ihn beim Kaiser zu verdächtigen und ihn so zu Grunde zu richten. Ein höchst glücklicher Zusatz der neuen Bearbeitung ist die Hervorhebung des Selbitz ***) und Sickingen an dieser Stelle, da sie später neben Götz als die einzigen freien Ritter auftreten; auch spricht sich treffend hier die ritterliche Gesinnung, der innerste Kern ihres Wesens, in dem Entschlusse aus, eher zu sterben, als jemand die Luft zu danken außer Gott, und Treu und Dienst zu leisten als dem Kaiser, womit es freilich besteht, daß sie sich bei einem Fürsten unter gewissen Bedingungen auf bestimmte Zeit in Dienst begeben, was aber in unserm Drama fast ganz zurücktritt, nur in gelegentlichen Erwähnungen angedeutet wird. Götz hat gerade heraus gesprochen, wie es ihm ums Herz ist, er kann und will sich in keinen Wortstreit einlassen, die Sache selbst muß reden. Der Dichter bedient sich aber auf glücklichste Weise des kleinen Karl und des Mittagsessens, um dieser Szene und dem ganzen ersten Hauptheile des Aktes einen äußern Abschluß zu geben.

---

*) Er hat den Buben niedergeworfen, den Götz auf Kundschaft ausgesandt. Nach der Lebensbeschreibung hatte er den Buben dem ältern kölnischen Kaufmann entgegen geschickt, den er auf sein Ehrenwort, sich wieder auf der Rückkehr bei ihm einzufinden, nach Leipzig hatte reisen lassen.

**) Die hier und sonst vorkommende Betheurung „bei meinem Eid" (bei meiner Treu) ist aus der Lebensbeschreibung genommen.

***) So schreibt der Dichter später den Namen, früher mit der Lebensbeschreibung Selbiz.

Das Bild des Götz und seiner Häuslichkeit steht nun in klarsten Umrissen vor unserer Seele; der edle, treue, herzliche Ritter, der frei sich und das Seine wahrt, überall bereit, das gekränkte Recht mit Gewalt zu schützen, im Gegensatz zu den herrschsüchtigen Fürsten, welche die Ritter zu ihren Dienern und Hofschranzen erniedrigen möchten, die sich nur verbunden haben, um ihrer Willkür freisten Raum zu schaffen, ist leibhaftig aufgetreten; wir haben seine Gattin und Schwester und den Knaben gesehen, der in ritterlicher Kraft nichts weniger als dem Vater ähnlich zu werden verspricht, und auch sein Gegner Adelbert hat sich in seiner Schwäche, seiner unwürdigen Stellung vor uns enthüllt. Im Gegensatz zu Götzens Burg tritt uns nun das Bild des bamberger Hofes entgegen, wo man, wie wir gleich hören, seine ganze Hoffnung auf Weislingen gesetzt hat; besonders denkt der Bischof, durch diesen dem Götz, der ihn beständig molestire, beim Kaiser, der eben zu Augsburg seinen Hof halte, bald beizukommen. Um so schrecklicher fällt die Nachricht von seiner Gefangenschaft in die behagliche Tischgesellschaft. Die Unwissenheit des Abts von Fulda (eines Abtes von Fulda gedenkt auch die Lebensbeschreibung) und die aufgeblasene Vornehmheit des Bischofs von Bamberg, dessen Trunksucht im Entwurf gelegentlich scharf bezeichnet wurde, sind ebenso köstlich geschildert wie der gelehrte Doctor Olearius und der lustige Rath Liebetraut, der mit seinen scharfen Hieben immer den rechten Fleck trifft und den einen auf Kosten des andern lachen macht *).

*) Den Ausfall der Bemerkung Liebetrauts über Weislingen, er könnte unvergleichlich geworden sein, wenn er nicht an Hof gekommen, müssen wir bedauern; lieber würde man die anzügliche Stelle über Liebetrauts Aufenthalt zu Frankfurt missen, wo sie zur Krönungszeit Maximilians an den schönen Frankfurterinnen genascht.

Das „Weinfaß von Fuld" weiß seine Theilnahme an dem Unglück nur zu der biblischen Bezeichnung einer Hiobspost zu erheben, und verlangt gleich weiter zu trinken, wogegen der gelehrte Olearius nach einem gangbaren lateinischen Spruchverse*) einen Spaziergang im Garten vorschlägt, wozu sich denn auch der schwer bewegliche Abt bequemen muß. Was wir von den Worten des Bischofs über die Abstellung der Fehden und von seinen Aeußerungen über Sickingen, Selbitz und Götz zu halten haben, wissen wir aus der vorigen Szene. Welche Schritte dieser für Weislingen zu thun beabsichtigt, das sollen wir nicht hier, sondern erst auf Jaxthausen erfahren, nachdem Weislingen auf ewig an Götz gekettet scheint.

Der weiche Weislingen hat, ganz von Mariens stillen Reizen hingerissen, ihr seine Liebe gestanden; eben finden wir sie in einem Liebesgespräch begriffen, nachdem dieser ihr wiederholt seine Liebe betheuert, deren Glut er schwer zurückhält**); kann er auch nicht gleich den Bund, dessen Seligkeit er jetzt so innig fühlt, feierlich schließen, da er erst seine Güter in Ordnung bringen muß, so sollen doch Götz und dessen Gattin ihre Verbindung segnen. Der treuherzige Götz gibt sich dem frohen Gedanken ihrer unzertrennlichen Einigkeit mit vollster, durch das Glück seiner Schwester zum Höchsten gesteigerter Freude hin, in der Ueberzeugung, nun mehr als je im Stande zu sein, die Willkür der Fürsten in Schranken zu halten. Weislingens herzlichste

---

*) Der Vers lautet zu deutsch: „Nach Tisch mußt du stehn oder tausend Schritte wandern."

**) Die Einleitung der Szene ist nicht besonders geschickt, ähnlich wie in der ersten Szene zwischen Sickingen und Berlichingen (S. 68). Auch sonst sind die Einleitungsworte der Szenen in den beiden ersten Akten etwas eintönig. Vgl. S. 48. 50—57.

Wonne, die sein Herz kaum zu fassen vermag, die ihn zum gerührtesten Danke gegen den Himmel stimmt, spricht der folgende Monolog aus, aber auch seine bisherige Abhängigkeit von elenden Menschen und seine neu erwachte Liebe zum Jugendfreunde, der ihn durch seine eindringlichen Worte sich selbst wiedergegeben, wie Mariens reines Herz seine Sinnesänderung vollendet hat. Es leuchtet ihm jetzt die wahre, frohe Einsicht entgegen, daß Glück und Unglück nur in uns selbst ruhen, in den edlen Gesinnungen und Trieben, denen wir mit freier Seele folgen. So ist denn Weislingen völlig bekehrt; aber schon naht der Versucher in der Person des ganz von der Schönheit Adelheidens hingerissenen Franz, der vergeblich alle Mittel anwendet, ihn an den bamberger Hof zu ziehen. Vom Bischof und dem ganzen Bambergischen bringt Franz, den er nach Bamberg geschickt hatte, ihm die freundlichsten Grüße; der Bischof habe gleich alles für ihn thun, den Buben des Götz herausgeben wollen, und noch Geld dazu; da er aber vernommen, daß Götz ihn bloß auf sein Wort zu entlassen gedenke, so habe er einen andern Ton angestimmt, die Ausgleichung verschoben. Freilich hat Götz erst eben gegen Weislingen geäußert, er wolle ihn jetzt auf sein Wort freigeben, aber dies hindert nicht, daß er das Versprechen, ihn frei zu lassen, schon früher gegeben, so daß Franz diese Nachricht dem Bischof mittheilen konnte, der sich seinetwegen nicht zu ängstigen habe — doch möchte man freilich dies, sowie Franzens Sendung überhaupt, bestimmter angedeutet wünschen. Als dieser nun aber zu höchster Verwunderung vernimmt, Weislingen wolle gar nicht nach Bamberg zurück, tritt er mit der glühendsten Schilderung der Wunderreize des jetzt daselbst weilenden „Engels in Weibergestalt" hervor. Ist ja der arme Junge, der an nichts weniger als den Vortheil des

Bischofs denkt, durch die strahlende Schönheit der viermonatlichen Wittwe sich selbst entrückt worden, so daß er nur in ihrer Nähe leben kann; nur deshalb strengt er alle Kraft leidenschaftlich an, seinen Herrn nach Bamberg zurückzuführen. Franz ist die bis zur Raserei überspannte sinnliche Liebesglut; in stürmender Liebeslust ist sein ganzes Wesen aufgelöst, worin Adelheidens unendlicher Liebreiz, ehe diese selbst vor uns tritt, sich in strahlendstem Glanze abspiegelt. Weislingen widersteht diesen Lockungen, da ihn Mariens reine Seele mit wundervoller Süße umweht; gleich will er nach seinem Schlosse zurück, Bamberg nicht wiedersehn, selbst wenn ein Heiliger statt des Bischofs ihn dorthin riefe *). Allein Franz gibt noch nicht alle Hoffnung auf, seinen Herrn nach Bamberg zu bringen; wie? sieht er freilich noch nicht, wie er sich denn überhaupt gar nicht klar werden kann, ja nicht einmal daran denkt, daß Adelheid Weislingen ihm vorziehen und ihn durch die dem Herrn gewährte Gunst zu Tod quälen werde; nur dies fühlt er, daß er unwiderstehlich von Adelheidens Reizen hingezogen wird, daß er selbst, und somit auch sein Herr, nach Bamberg müsse, der in der einzigen Frau das finden werde, was ihm die stille Marie nicht zu bieten vermöge, glühendstes Leben und begeisternden, ihn über sich selbst hinaushebenden Muth. Hiermit ist die Exposition des Stückes in trefflicher Weise vollendet. Der Bischof von Bamberg wird kein Mittel unversucht lassen, auf Weislingen zu wirken; wir kennen Weislingens Ehrsucht und die Anziehung, welche schöne Frauen auf ihn üben, wir wissen, daß eben am dortigen Hofe eine wunderreizende Frau waltet, und fürchten müssen wir, daß

---

*) Der Dichter hatte früher den heiligen Gregor den Großen genannt, an dessen Stelle jetzt der vielfach angerufene St. Veit steht.

der schwache Mann, wie sehr ihn auch augenblicklich die in der Einsamkeit ihm so lieblich erschienene zarte Marie gefesselt hält, den ihm gestellten Netzen nicht entgehen werde. So entläßt uns denn er erste Akt voll gespannter Erwartung.

Zweiter Akt.

Weislingen wird wirklich für Bamberg gewonnen, dazwischen aber schlingt sich die Vorbereitung zu dem von Götz zu unternehmenden Ueberfall der nürnberger Kaufleute, welcher Weislingen eine erwünschte Handhabe bieten wird, gegen Götz, dem er sich noch eben verpflichtet hat, auf das feindseligste vorzuschreiten. So sehen wir denn hier wieder Szenen in Bamberg mit denen von Götz selbst wechseln, doch dienen die letztern selbst zur Entwicklung des weitern Verhaltens von Weislingen.

Am bamberger Hofe finden wir außer dem Bischofe, dem Kreise von Hofleuten und Frauen und dem uns schon bekannten lustigen Rath die jetzt hier herrschende Adelheid mit dem Bischof im Schachspiel begriffen. Liebetraut, der immer die Unterhaltung beleben muß, singt eben zur Zither ein Lied, welches die einschmeichelnde Gewalt des Liebesgottes besingt über die Damenherzen, die er nicht gewaltsam zu erobern braucht, da alle ihm entgegenschmachten *). Liebetraut deutet mit diesem

*) In der dritten Ausgabe (1786) schrieb Goethe V. 2 kam Amor geflogen, V. 3 die Fackel in Brand (statt mit Fackel im Brand), V. 4 muthig bekriegen, V. 5 männlich besiegen; seit 1816 sind mit Ausnahme von V. 3 die frühern Lesarten wieder hergestellt worden. Muthilich, männilich sollen wohl abgeschliffene

Liede auf die junge Wittwe hin, die an den Hof gekommen, sich einen Liebhaber zu angeln, wenn gleich alle Hofdamen sich in dem Liede spiegeln können, welches uns so recht in den Kreis der frivolen Hofwelt einführt, dem der Hofnarr so etwas bieten darf *). Liebetraut läßt seine drolligen Späße sich auch über das Schachspiel ergehn, wobei er mit den „Schwachen, die ein starkes Gewissen haben", auf den Bischof selbst zielt, wie, nach Aufhebung des Spiels, bei welchem der Geist des Bischofs nicht verweilen konnte, der Spott auf die Lücken der Geschlechtsregister Adelheiden und der Vorwurf der Charakterlosigkeit und des Mangels wahrer Rittertugend die versammelten Hofleute trifft. Wir vernehmen nun gleich, daß eben die Nachricht gekommen, Weislingen habe die dringende Einladung nach Bamberg abgelehnt. Adelheid scheint schon alle Hoffnung seiner Rückkehr aufgegeben zu haben, wenn anders ihre Aeußerung, der Bischof möge sich die Sache aus dem Sinne schlagen, ernstlich gemeint ist, da sie selbst auf den seltenen Vogel gespannt war, an den sie schon durch Franz ein einladendes Wort hatte gelangen lassen. Liebetraut dagegen, der Weislingen durchaus kennt, erbietet sich, ihn baldigst herbeizuschaffen, wenn er Adelheidens dabei gedenken dürfe **); daß Ehrsucht und Frauengunst jenen ganz

---

Formen statt muthiglich, männiglich sein. V. 2 dürfte kam Amor den Vorzug verdienen, da das Zeitwort nicht wohl fehlen kann. Ein arger Druckfehler war (1816, 1827) V. 14 witzig statt willig.

*) Im Entwurf finden wir ein ganz anderes Lied, worin im Gegensatz zum tapfern Ritterkampfe der unblutige Sieg im Felde der Liebe gefeiert wird. Auch dieses Lied hat Liebetraut mit entschiedenster Absicht gewählt, da er in der Schönheit das einzige Mittel sieht, dem Bischof zu seinem Zweck zu helfen, Weislingen wieder an sich zu fesseln.

**) Die spottende Frage Liebetrauts: „Wird man das (gescheid?)"

beherrschen, deutet er in den Worten an: „Der Händedruck eines Fürsten und das Lächeln einer schönen Frau! da reißt sich kein Weisling*) los", womit er den Zweifel beschwichtigt, es werde schwer sein, ihn in Bamberg festzuhalten, wo denn freilich Adelheid die Hauptsache thun muß.

Die folgende Szene belehrt uns, daß Götz nun den Nürnbergern nach altem Brauch einen Fehdebrief geschickt und mit Hans von Selbitz zu dieser Fehde sich verbunden hat. Als Veranlassung wird der nürnberger Verrath seines Buben an den Bischof von Bamberg angegeben, wodurch der Dichter eine enge Anknüpfung gewinnt, nur wünschte man eine Hindeutung darauf schon im frühern Gespräch zwischen Götz und Weislingen (S. 28) zu finden**). Götz und Selbitz fühlen sich hier recht in ihrem Element, da die mit den Pfaffen stets verbundenen Städte ihre geschworenen Feinde sind. Bei Götzens Aeußerung über den Burgemeister von Nürnberg schwebt die Stelle der Lebensbeschreibung vor: „Und wolte ich damalen denen von Nürnberg wol all ihr Kriegs-Volck auch den Burgermeister selbs (der ein grosse guldene Ketten am Halß hangen, und ein Küriß Bengel in der Hand hett) — mit der Hülff Gottes geschlagen, gefangen und niedergeworffen haben." Schon morgen oder übermorgen wol-

---

deutet darauf, daß Klugheit eine angeborene Gabe sei, wie der Scherz mit der Lockpfeife auf ihre hold wirkende Liebesgunst, deren Reiz sich kein männliches Herz entziehen könne.

*) Hier schwebt eine Anspielung auf den Fisch Weißling vor, woher auch die verkürzte Form. Sickingen nennt ihn (S. 70) verächtlich Weißfisch, eine andere Bezeichnung des Weißlings.

**) Im Entwurf ward die heimliche Gefangennehmung von Hans (vielmehr Fritz) von Litwach nach der Lebensbeschreibung (vgl. oben S. 45) als Veranlassung angegeben.

len sie ausziehen, da nürnberger Kaufleute auf der Rückkehr von der frankfurter Messe in der Nähe vorüberkommen werden*).

Wie Liebetrauts Sendung den besten Erfolg gehabt und Weislingen wirklich nach Bamberg gekommen, wo denn Adelheid sich anschickt, den seltenen Vogel zu fangen, stellt die folgende Szene in einer Unterredung zwischen der schönen Frau und ihrem Kammerfräulein, später mit dem auch hier als unanständiger Possenreißer sich nicht verleugnenden Liebetraut, dar. Bei dem Scheuen von Weislingens Roß an der zum Schloßthore führenden Brücke (im Entwurf am Schloßthore selbst) dürfte das Roß von Hastings vorschweben, das sich bäumte, als es den Tower erblickte, nach Shakespeares Richard III. (III, 4). Kaiser Maximilian hatte nicht lichtbraune Augen, welche ihm das Fräulein beilegt, sondern hellblaue, aber schönes, blondes Haar und eine Adlernase. Liebetraut berichtet selbst, wie ihm sein Kunststück gelungen, wie er von Götz gar nicht gesprochen, dagegen die Erinnerung an Bamberg durch unmerkliche Kleinigkeiten erregt, und er, als er eine gewisse Sehnsucht danach erweckt, Weislingens Herrsch- und Frauensucht und seine Eitelkeit benutzt habe, seinen Entschluß zu bestimmen. Adelheid sucht vergebens dem Fräulein gegenüber ihre Neigung für Weislingen zu verbergen; als sie sich allein fühlt, in Erwartung Weislingens, muß sie sich die Aufregung ihres Herzens gestehen. Wie könnte Weislingen der reizenden Frau entgehn, die alle ihr zu Gebote stehenden Mittel der Schönheit und Schlauheit gegen ihn spielen lassen wird!

---

*) Die Erwähnung von bamberger Kaufleuten, die mit den nürnberger ziehen, hätte hier wegbleiben sollen; sie findet sich schon im Entwurf.

Im Spessart — die Szene ergibt sich freilich bloß aus der Ueberschrift — finden wir Götz und Selbitz, die gegen die Nürnberger aufgebrochen sind. Götz hatte den Georg zu Weislingen geschickt; durch diesen erfährt er nun zu seiner Ueberraschung, daß Weislingen in Liebetrauts Begleitung Tags zuvor nach Bamberg gereist sei. Kann auch Götz, trotz des sonderbaren Scheines, den Glauben an Weislingens Treue nicht aufgeben, so will er doch, besonders da Selbitz so bedenklich sich äußert, von der wahren Lage der Sache sich sofort überzeugen. Georg soll selbst zu Weislingen nach Bamberg, und zwar in bambergischer Tracht — ein kühner Auftrag, der aber den kecken Jungen, der heute sein erstes Reiterstück leisten soll, mit freudigem Muth erfüllt.

Wie nun Weislingen trotz seines Widerstrebens in Bamberg zurückgehalten wird, stellen die folgenden Szenen dar. Der eindringliche Zuspruch des Bischofs bleibt nicht ohne Wirkung, da dieser seiner Eitelkeit schmeichelt, indem er seine Bedeutung so hoch anschlägt und nicht minder die Stimme der Liebe erhebt. Auffallend ist es, wie der Bischof Weislingen vorwirft, warum er sich verpflichtet habe, ihm zu entsagen, da er doch früher, wie wir von Franz wissen (S. 40), zufrieden war, daß Weislingen dem Götz nur sein Wort gab, wo doch an kein anderes Wort zu denken war, als daß er seinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorschub thun wolle (S. 37). Damals schien ihm ein solches Wort nichts, weil er meinte, er dürfe ja dieses dem Götz unbedenklich brechen — aber dies führt später Adelheid aus, weshalb der Bischof in anderer Weise auf ihn wirken muß. Da der Dichter aber hierdurch in einen Widerspruch mit sich selbst geräth, so würde man diese sich leicht ausscheidende Szene gern entbehren. Adelheid betrachtet es als eine

Ehrensache, Weislingen zu fesseln, zu dem sie keine besondere Liebesneigung empfindet, wie denn überhaupt die Herrschsucht bei ihr entschieden über die sinnliche Lust das Uebergewicht hat. Mit Spott nimmt sie seinen angeblichen Antheil an ihrem Unwohlsein auf, sie wisse besser, daß er nichts nach ihnen frage, und sie drängt ihn, nur dorthin zu gehn, wohin es ihn ziehe. Als er aber seines Eides gedenkt, da verhöhnt sie seine Gewissenhaftigkeit, an die sie nicht im geringsten glauben will; treues Worthalten sei nur eine romantische Fiktion*), wie die schönen Geschichten des Theuerdank (das Gedicht erschien erst 1517). Dem Götz Wort zu halten sei er am wenigsten verpflichtet, da dieser ein Räuber sei; hinter seiner Weigerung müsse etwas ganz anderes stecken, weil er sich sonst gewiß nicht bestimmen lassen würde, mit einem solchen, der kaiserlichen Acht verfallenen Störer des Landfriedens gemeinsame Sache zu machen. Und da er Götzens Liebe und Freundlichkeit gegen ihn in Anschlag bringen will, weist sie darauf hin, daß dieser ihn ganz beherrschen, übermüthig und stolz ihn zu seinem Werkzeug mißbrauchen werde, wobei sie nicht verfehlt, den innigen Antheil hervorscheinen zu lassen, den sie selbst an ihm nehme, da sie alles, was sie bemerke, nur seiner eigenen Freiheit willen sage, wie sie ihre Neigung zu ihm eben in der Bezeichnung seiner sanften Seele angedeutet. Allein rasch springt sie zum kalten Spotte über, daß er ja gehn müsse, und als er sich über ihren theilnahmlosen Blick beklagt, hält sie ihm vor, daß er ihr Feind sei, dem sie weiter nichts zu sagen habe, und der liebevollen Sehnsucht, die sich in dem schmachtenden Blick und Wort (Adel-

*) Es klingt wie Hohn, wenn sie sich hierbei der Betheurung bei meinem Eid (vgl. oben S. 65**) bedient.

heid!) verräth, setzt sie die Versicherung entgegen, daß sie jetzt ihn schon, wie es sich gegen den Feind gebühre, hasse. In diesem Augenblick eilig zum Bischof beschieden, wie könnte er auf solche Weise von ihr scheiden! Er entfernt sich, mit der Bemerkung, daß er sie wieder sehn müsse, aber Adelheid weiß hieraus besten Vortheil zu ziehen — sie befiehlt ihn abzuweisen, wenn er sich melde, gewiß, ihn dadurch zu halten.

Zwischen dieser und der folgenden Szene liegt die wirkliche Abweisung Weislingens, welche diesen, da er so nicht scheiden kann, zum Verweilen bestimmt. In dem treffend veränderten Monolog*) hält er sich zunächst selbst seinen eben gefaßten Vorsatz voll Verwunderung vor, und die Stimme des Gewissens mahnt ihn, ja auf seiner Hut zu sein. Das böse Anzeichen des scheuenden Pferdes wagt er nicht als bedeutungslos zu verwerfen. Sich vor sich selbst zu entschuldigen, sucht er nach Gründen, die ihn bestimmt (den wahren wagt er nicht sich zu gestehn), und er versichert sich selbst, daß nichts ihn Götzen und seinem Wort untreu machen solle. Zwar beschleicht ihn der Gedanke, wie schwer ihm das Scheiden sein werde, aber er traut es sich noch immer zu, ja er begrenzt sogar die Zeit seiner Abreise. Man fühlt es dem ganzen Monolog an, wie er, trotz allem Gegenringen, die Widerstandskraft verliert — selbst noch ehe er Adelheiden wiedergesehen; an sein morgen und das sich unwillkürlich anschließende übermorgen glaubt er im Grunde seines Herzens selbst nicht, so mächtig auch seine Willenskraft sich regt. Wie rasch Adelheidens Kunst den schwachen Weislin-

*) Im Entwurf, wo der Monolog an Ueberladung und Unklarheit leidet, weist er ohne weiteres die trüben Ahnungen als thörichte Einbildungen ab.

gen seinem Wort und seinen besten Vorsätzen untreu gemacht, erfahren wir in der folgenden Szene von dem an ihn abgesandten Georg. Auch hier folgen die zwei unmittelbar aneinander gerückten Szenen der Zeit nach nicht unmittelbar aufeinander, sondern es findet ein etwas störender Sprung statt. Der erste Entwurf hatte hier noch eine Szene zwischen Marien und Elisabeth, wodurch die Lücke ausgefüllt ward. Georg tritt als tüchtiger Reiterbube, der sich klug durchzubringen weiß und das Herz auf dem rechten Fleck hat, lebendig hervor. Die reineckischen Bauern nahm Goethe aus der Lebensbeschreibung, die reineckischer Knechte gedenkt; es sind Knechte des Grafen von Rheineck am Main, unterhalb Würzburg, gemeint. Mit dem tiefen Schmerzgefühle Götzens, daß Treue und Glauben ihn wieder getäuscht*), sollte der Akt, wie im ersten Entwurf, sein Ende finden; allein Goethe wollte noch schildern, wie Adelheid Weislingen gegen Götz immer bitterer aufregt, und er schob später noch eine Szene ein, die den wirklichen Ueberfall der Nürnberger andeutet.

Die Szene zwischen Adelheiden und Weislingen bietet uns einen tiefen Blick in die Kämpfe, die letzterer zu bestehen hatte, ehe er sich zum Verrath an Götz entschließen konnte, wobei auch die Art, wie Adelheid auf ihn gewirkt, ans Licht tritt. Die Szene setzt einen längern Zwischenraum nach der zweitvorhergehenden voraus, was damit in Widerspruch steht, daß wir den Ueberfall der Nürnberger nicht so weit hinausrücken dürfen. Adelheid ist ärgerlich, daß Weislingen, von dessen Thatkraft sie

---

*) In der Lebensbeschreibung bemerkt Götz, all sein Unglück sei daher gekommen, daß er auf das Wort seiner Feinde sich verlassen, vertraut und gemeint, andere Leute sollten so thun, wie er sein Tag gethan habe, und so Gott wolle, noch thun wolle.

sich eine so hohe Vorstellung gemacht hatte, ganz unthätig in sich versinke und sich dem Mißmuth hingebe. Dieser findet sich zunächst durch ihre Vorwürfe verletzt und erbittert; erst als Adelheid wieder einlenkt und ihre Liebe zu ihm vorkehrt, deutet er die Ungerechtigkeit ihrer Klagen an, indem er auf die Qualen hinweist, die es ihm gemacht, von Götz abzulassen; gesteht er auch, daß die neue Verbindung mit ihm eine Uebereilung gewesen, so war doch der Eindruck seiner Treue und Liebe zu gewaltig, als daß es ihn nicht bitter schmerzen sollte, wider ihn zu arbeiten. Aber endlich hat er sich entschieden, er hat dem Götz melden lassen, er wolle nichts mehr mit ihm zu thun haben, und so muß er sich gegen ihn vorsehn. Auch hat er wirklich seine Reiter verstärkt, um gegen jeden Ueberfall gerüstet zu sein; auf den Kaiser hat er zu wirken gesucht, und er hofft, bei dem bevorstehenden Reichstag seinen Zweck gegen Götz durchzusetzen. In Adelheidens Frage: „Ihr geht hin?" spricht sich ihre ganze Freude aus, welche die eben schmollende und spottende Frau doppelt liebenswürdig macht, woher Weislingen nicht umhin kann, die sehnsüchtige Hoffnung auf ihre Hand anzudeuten, worauf diese denn sehr geschickt ihm die Erfüllung seiner Wünsche in Aussicht stellt*), wenn er sein Werk vollende, den Kaiser auf ihre Seite bringe, den Götz und ihre eigenen Feinde vernichte**). Dem auf endliche feste Zusage dringenden Weislingen weicht sie in anmuthig andeutender Weise aus, und ihr schalkhaftes Lächeln reißt ihn ganz hin, so daß er nichts

*) Adelheidens Aeußerung: „O ihr Ungläubigen! immer Zeichen und Wunder!" deutet auf das Wort des Heilandes Joh. 4, 48 hin.

**) Schon Liebetraut hat (S. 49) der Verdrießlichkeiten gedacht, welche Adelheid wegen ihrer Güter habe. Bei dem hier genannten stolzen Herzog kann dem Dichter wohl nur Ulrich von Würtemberg vorschweben.

Höheres kennt, als durch Erfüllung ihrer Wünsche sich das wonnigste Glück zu gewinnen.

In der den Ueberfall der Nürnberger andeutenden Schlußszene weist der Dichter zugleich darauf hin, wie in dieser verworrenen Zeit sich jeder selbst Recht verschaffen müsse, da solches auf gerichtlichem Wege nicht zu erlangen sei. Freilich hatte Maximilian zur Schlichtung von Rechtshändeln das Reichskammergericht zu Speier eingesetzt, aber auch dies war nicht im Stande, den schreienden Rechtsverletzungen Einhalt zu thun und der Willkür der Großen zu steuern. Goethe, der unsere Szene schrieb, nachdem er sich mit der Geschichte des später nach Wetzlar verlegten Reichskammergerichts und mit den damaligen Zuständen desselben durch eigene Anschauung bekannt gemacht (vgl. B. 23, 94 ff.), überträgt seinem Zwecke gemäß die spätere Ausartung auf die früheste Zeit und stellt die Verschleppung und Bestechlichkeit als Ursünden dar. Als er nach Wetzlar kam, war die von Kaiser Joseph verordnete Visitation des Gerichtes schon in vollem Gange, und mehrere der Assessoren, unter ihnen Johann Hermann von Pape, genannt Pavius, waren wegen Bestechung kassirt, was Goethe, der zu Wetzlar über die Geschichte viel hin und her reden gehört und den Mann selbst gesehen hatte, hier bestens benutzt. Der Name des „verfluchten schwarzen Italiäners" Sapupi ist ein Anagramm von Papius, und wahrscheinlich sind auch andere Züge, wie das prächtige Gartenhaus mit dem großen Saal, die schwarzbraune Gesichtsfarbe, von Papius entnommen. Dieser soll über die handgreifliche Anspielung des Dichters sehr erbittert gewesen sein und mit einer Klage gedroht haben. Die Bestechungsgeschichte wird hier auf lebendigste, ächt dramatische Weise in den Berichten des Brautvaters und Bräutigams zur Darstellung ge-

bracht. Götz räth zur Anzeige bei den kaiserlichen Visitationen, obgleich er auf einen sichern Erfolg keine Aussicht machen kann; nur auf rasche Selbsthülfe hat er sein volles Vertrauen gesetzt, da er weiß, wie weit Bestechung und Unrecht eingerissen. Das Gespräch wird unterbrochen — und es könnte dies vielleicht passender schon früher geschehen — durch Georgs Nachricht vom Anzug der Nürnberger. Die Oertlichkeit „zwischen Beerheim und Mühlbach im Wald" scheint willkürlich gewählt. Götz lauert nach den frühern Szenen im Spessart auf die Nürnberger, was wir freilich nicht allein durch die Ueberschrift der Szenen erfahren sollten; auf dem bezeichneten Wege findet sich zwar ein Mühlbach bei Karlsstadt, aber kein Beerheim. Die Lebensbeschreibung erwähnt einmal eines Angriffs auf mehrere von Würzburg durch Habichtheil und Lengefeld dem Spessart zuziehende, nach Frankfurt reisende nürnberger Kaufleute; ein andermal wollte Götz gen Frankfurt ziehende Nürnberger zwischen Nürnberg und Fürth, ein drittesmal im Walde Hagenschieß überfallen. So schließt denn jetzt der zweite Akt mit der gespanntesten Erwartung. Weislingen will auf dem Reichstage zu Augsburg alle Mittel gegen Götz in Bewegung setzen, und dieser ist eben im Begriff, ihm durch seine Niederwerfung der nürnberger Kaufleute eine erwünschte Veranlassung zum Einschreiten zu geben. Die Handlung hat sich im zweiten Akt rasch und lebendig entwickelt, nur sind an ein paar Stellen zwischen den Szenen störende Lücken, so daß wir einen unbequemen Sprung machen müssen, und der Angriff gegen die Nürnberger erfolgt wegen der zwischen den einzelnen Szenen liegenden Zeit nicht so rasch, als wir erwarten müssen, doch wird dieser Mangel durch die hinreißende Darstellung möglichst verdeckt.

Dritter Akt.

Die Exekution wird gegen Götz beschlossen und rasch ausgeführt; nach manchen den Reichstruppen beigebrachten Schlägen erhält endlich Götz freien Abzug, aber das gegebene Wort wird schmählich gebrochen. Nur in einer etwas ungelegen kommenden Szene wird die glühende Neigung von Franz gegen die ihm gewogene Herrin angedeutet. Während Weislingen Adelheidens Wünsche zu erfüllen sich beeifert, wendet sich ihr Herz dem von schwärmerischer Liebe entflammten Jüngling zu, zum erstenmal regt sich sinnliche Neigung in ihrer Brust, da sie sich so rasend geliebt fühlt: aber wie könnte ihr herrschsüchtiger Geist sich bei der Liebe eines Dieners begnügen!

Bei der Klage der Kaufleute und der Erwiederung des Kaisers schwebt die Darstellung der Lebensbeschreibung vor, wo Götz erzählt, wie er in einer Fehde gegen die Nürnberger einmal durch Schuld des Kundschafters nicht den rechten Wagen angegriffen, die Kaufleute aber, in der Meinung, er habe ihr bestes Gut genommen, nach Augsburg zum Kaiser gelaufen, diesem zu Füßen gefallen und geklagt, daß sie jetzt verdorbene Leute seien und einen „unüberwindlichen Schaden, den sie und ihre Kind und Nachkommen nit überwinden kunten, empfangen hetten". Die Worte, welche der Kaiser hier gegen die Kaufleute spricht, sind fast ganz wörtlich der Lebensbeschreibung entnommen. Götz bemerkt dort, ihm sei diese Rede drei bis vier Tage später von einem vornehmen Herrn mitgetheilt worden, dem man sie von Augsburg geschrieben, und sie habe ihm so wohl gefallen, daß es ihm im Herzen eine Freude gewesen.

Der Kaiser ist sehr unmuthig, da er leider zu deutlich erkennt, daß die Fürsten nur ihren eigenen Vortheil suchen, nach

ihm und dem Reich nichts fragen, woran denn alle seine Unternehmungen scheitern, so daß er nur mit Bedauern auf sein ganzes vergangenes Leben zurückschauen kann. Der geschichtliche Maximilian durfte einen viel heiterern Rückblick auf sein Leben werfen, wenn es auch seinen äußern Unternehmungen, zum Theil nicht ohne seine Schuld, an nachhaltigem Erfolg fehlte; allein die mannhafte Rittergestalt dieses Kaisers konnte Goethe zum Bilde einer versinkenden Zeit nicht gebrauchen. Die ewigen Händel sind dem Kaiser höchst unangenehm, so daß Weislingen leicht bei ihm Eingang findet, wenn er darauf dringt, diese unruhigen Köpfe, Sickingen, Selbitz und Götz, auf die Seite zu schaffen, aber Maximilian ehrt ihre Tapferkeit und ihren Edelmuth, und möchte sich ihrer im Kriege bedienen, worauf denn Weislingen den schwachen Kaiser noch mehr zu ängstigen sucht, indem er auf die im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts an mehrern Orten ausbrechenden Aufstände der ländlichen Bevölkerung, wie der Bundschuh im Bisthum Speier (1502), der arme Konrad in Würtemberg (1517), hinweist, welche eine Folge des gesetzlosen Zustandes, des durch die Fehden hervorgerufenen Schwindelgeistes seien, indem er nach Art falscher Angeber die wahre, im grausamen Drucke der schwelgerischen, geld= und genußsüchtigen Herren liegende Ursache verschweigt, ein altes, doch immer neues, seines unseligen Zweckes selten bei den Fürsten verfehlendes Mittel. Aber auch jetzt besteht der Kaiser darauf, daß man diesen edlen Rittern nichts zu Leide thue, wenn auch freilich Weislingen ihn völlig überzeugt hat, daß man ihnen Einhalt thun müsse.

Das wirkliche Aussprechen der Reichsacht stellt der Dichter nicht dar; wir hören davon nur später, als sie in Vollzug gesetzt wird. In diesem Augenblicke, wo die Reichsacht schon

über Götzens Haupt schwebt, fühlt sich ein anderer der gleichfalls mißliebigen Ritter, der edle Franz von Sickingen, auf das entschiedenste zu Götz hingezogen, weshalb er eine verwandtschaftliche Verbindung mit ihm wünscht. Gerade diese Vereinigung wirft auf den eben von Weislingen so schmählich verläumdeten, vom Kaiser noch immer geehrten Götz ein schönes Licht, da Sickingen nur durch seine Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit zu diesem Entschluß bestimmt wird. In der mitten im Gespräch anhebenden Szene tritt der mannhafte Ritter mit wenigen sprechenden Zügen vor uns; sein edles Herz, sein entschiedenes Wollen, sein kräftiges Selbstbewußtsein erkennen wir in der Art, wie er um Mariens Hand bittet und alle Bedenken wegen der Verlobung mit dem niederträchtigen Weislingen zurückweist. Daß die Verbindung Sickingens mit Götzens Schwester rein erfunden ist, ward bereits bemerkt; sein Einschreiten am Schlusse des folgenden Aktes veranlaßte den Dichter zu einem frühern Auftreten desselben.

Die folgende Szene führt uns gleich in das Lager der auf Exekution gegen Götz ausgesandten Reichstruppen, die ihn, wo möglich, lebendig gefangen nehmen sollen, was dem Hauptmann und dem ältern Offizier eine bedenkliche Sache scheint, wogegen der jüngere Offizier, der keine Ahnung von solcher gewaltigen Körperkraft hat, sich leicht hier die Sporen zu verdienen wähnt, und sich deshalb ausbittet, den zur Beobachtung ausgeschickten Trupp zu führen. Auch hören wir hier, daß die Achtserklärung bereits an Götz abgesandt ist. Auf Jarthausen treffen wir zunächst Sickingen, welcher uns berichtet, wie Marie seinen Antrag nicht unfreundlich aufgenommen, und in ihrer Bestürzung den Antheil, den sie an ihm nehme, nicht habe verbergen können. Freilich sollte man glauben, die zarte Marie

könne nach dem schmählichen Verrathe ihrer Liebe nur in einem Kloster eine Zufluchtsstätte finden: aber man darf ihrer Liebe zum Bruder wohl das Opfer zutrauen, daß sie, auch ohne Drang herzlichster Liebe, einem der edelsten Ritter, der mit solchen biedern Gesinnungen ihr naht, die Hand reiche — und der Dichter bedurfte einer solchen nähern Verbindung Sickingens mit Götz, die er mit Recht, da sie vor dem näher eindringenden Auge nicht besonders bestehen kann, etwas ferner gehalten, nur mit wenigen andeutenden Strichen dargestellt hat. Wünschen möchte man, Marie hätte sich selbst gegen ihre Schwester hierüber ausgesprochen, und besonders hervorgehoben, wie ihre Liebe zum Bruder sie besonders bestimme; allein den Dichter hielt hiervon wohl gerade der Umstand ab, daß er das Unwahrscheinliche der Sache, die Unmöglichkeit für Mariens Herz, dadurch erst recht würde ins Licht gerückt haben.

Götz hat eben die Achtserklärung empfangen, wovon er Sickingen benachrichtigt. Daß er wegen der nürnberger Händel, aber nicht auf Veranlassung jenes augsburger Gnadengesuches, in die Acht erklärt wurde, berichtet die Lebensbeschreibung in folgender Weise: „In summa summarum, das Reich verordnete 400. Pferd wider mich, darunter Grafen und Herrn, Ritter und Knecht waren, wie dann dieselbigen Feinds-Brief noch vorhanden, und kamen ich und mein Bruder (Philipp) in die Acht und Uberacht (Aberacht), und in etlich Städten schossen die Pfaffen und München auf der Canzel mit Lichtern zu mir, und erlaubten mich den Vögeln in Läfften, sie solten mich fressen, und ward unß alles genommen, waß wir hetten, daß wir nit eines Schuhes breit mehr behielten *).“ Die Reichsexe-

*) In der alten Achtserklärung hieß es: „Wir theilen — dein Erb

kution hatte aber keinen Erfolg, und die Sache ward vertragen, wogegen Goethe zu seinem Zwecke die Belagerung und Eroberung von Jaxthausen darstellen mußte, wobei er einzelnes von der Belagerung und Uebergabe des Schlosses Möckmühl benutzte. Sickingen ist gleich bereit, seinem Schwager Götz Hülfe anzubieten, welche dieser aber in richtiger Würdigung der Verhältnisse ablehnt; nur einige Reiter von ihm will er gern annehmen, mit den Reichstruppen hofft er vor der Hand mit Hülfe von seinem erklärten Genossen Selbitz fertig werden zu können. Diese sind ihm feige Miethlinge, und die Führer können nichts ausrichten, weil sie nach dem vorausbestimmten Operationsplan sich richten müssen. Die hier eingefügte, für Götz charakteristische Geschichte von der ihm übertragenen Fehde gegen Konrad Schott ist fast wörtlich der Lebensbeschreibung entnommen. Sickingen soll erst das Jawort Mariens sich verschaffen, dann gehn, um die versprochenen Reiter zu senden, und Marien heimlich abholen.

Der Dichter führt uns nun zunächst in einer kurzen Szene zu der noch in Bamberg weilenden Adelheid zurück, um uns über Weislingen Auskunft zu geben und die Entwicklung des Verhältnisses der schönen Frau zu Franz einzuleiten. Weislingen hat sich den Befehl über die Truppen ausgebeten, welche Adelheidens Güter befreien sollen, worüber diese gar keine besondere Freude fühlt, wie denn ihr Herz nichts weniger als an Weislingen hängt, was der Schluß der Szene ausspricht. Der erste Entwurf, dessen Vergleichung hier besonders lehrreich, ist

---

und Eigen deinen Kindern, deinen Leib und dein Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften." Götz umschreibt die Achtsformel mit bitterm Spotte.

hier auf die glücklichste Weise zu dramatischem Leben erhoben. Ehe aber der Dichter ausführt, wie Götz mit seinen wenigen Leuten den Reichstruppen tüchtigen Abbruch thut, führt er diesem einen wackern Knecht zu, in welchem sich die edelste Bewunderung von Götzens ritterlicher Tapferkeit ausprägt; eines solchen bedurfte er auch zur Belebung der folgenden Szenen, und er mußte deshalb vorher ein bedeutendes Licht auf ihn fallen lassen. Wie der junge Georg sich von frühester Jugend an Götzens ritterlichen Thaten genährt und entflammt hat, so haben diese ihm sogar einen auf der feindlichen Seite kämpfenden Reiterknecht mit Leib und Leben zu eigen gemacht. Goethe hat aber zugleich die Gelegenheit ergriffen, hier seinem Freunde Franz Lerse aus Buchsweiler, der zu seiner Zeit in Straßburg Theologie studirte, ein schönes Denkmal errichtet. Dieser wakkere, durch strenge Pünktlichkeit und Ordnung sich auszeichnende treuherzige Freund besaß besonders im Fechten große Gewandtheit, und er galt im straßburger Kreise als steter Schieds- und Kampfrichter. Von Straßburg ging er als Hauslehrer nach Versailles, und starb als Inspektor der unter Pfeffels Leitung blühenden Kriegsschule zu Kolmar, von allen, besonders aber von seinem vertrautesten Freunde, dem Dichter Pfeffel, betrauert. Auch hier benutzte Goethe auf das geschickteste einen Anhalt der Lebensbeschreibung. Götz berichtet nämlich, wie ihm in einem gefährlichen Strauß ein „Knechtlein, so beym Bernhard von Hutten gewesen", sich damals aber bei Erhard Truchseß, dem Vetter von Veltin Schott, befand, sehr viel zu schaffen gemacht. „Dann wann ich schon das Männlein etwan einmal von mir bracht, und ich etwann sonst an einem andern war, so kam es von Stund an wieder an mich, es hub mich auch durch den Panzer-

Ermel hindurch, daß es ein wenig gefleischt hett, und hett ich sonst so viel zu thun, daß ich sein nicht allein gewarten kunt, und dasselbig Männlein entboth mir darnach, wann ich es zu einem Diener annehmen wolt, so wolt es mir ein Jahr umsonst dienen, nit weiß ich, was es an mir ersehen hat, da entboth ich ihme, es solte kommen, ich wolte es nit umsonst begehren, sondern ich wolt ihn halten, wie einen andern Knecht, und wiewol mir das Männlein uf den Tag hart zusezt, und ich sein nit bedorfft, so hett ich ihne doch gern zu einem Diener angenommen, dann es gefiel mir uf den Tag mehr als zu wol.“ Goethe läßt den Lerse sich wirklich in diesem drangvollen Augenblick bei Götz melden, der sich dadurch von freudigstem Selbstgefühl gehoben fühlt. Im Entwurf wird Lerse oder, wie er hier mit einer neuen Endung heißt, Lersen, nach der Lebensbeschreibung als ein kleiner Mann bezeichnet; wohl auf Lerses eigene Erinnerung geschah es, daß Goethe ihn später als einen stattlichen Mann einführte, doch ließ er ihm die feurigen schwarzen Augen, während der wirkliche Lerse (vgl. B. 21, 195) kleine blaue, heitere, durchdringende Augen hatte. Auch die ganze sonstige Beschreibung jenes Straußes ist aus der Lebensbeschreibung getreu herübergenommen, wo nur einzelnes noch näher bestimmt ist, dagegen wird der Name des Dorfes, das bei Goethe Remlin heißt, nicht genannt *). Georg meldet die Ankunft von Selbitz auf den folgenden Tag; da er aber zugleich des am Flüßchen Kocher, ein paar Stunden von Jaxthausen, herunterziehenden Truppes der Reichsvölker gedenkt, so eilt Götz mit Lerse

*) Auch der Ausdruck „mit der Hand in die Kohlen schlagen“ (sich die Finger verbrennen) ist aus der Lebensbeschreibung entlehnt, die ihn mehrfach hat.

und Georg, um an diesen zunächst seinen Muth zu kühlen, ihnen dorthin entgegen, ehe sie ihm näher kommen.

Wie schlimm diesem Trupp das erste Zusammentreffen mit Götz bekommt, zeigen die beiden folgenden Szenen, wo zugleich die in Gliedern und Haupt gleich erbärmlichen Reichstruppen mit einigen derben Strichen gezeichnet werden. Der Führer, jener oben als zweiter Offizier bezeichnete Poltron (der Dichter nennt die Offiziere hier und im folgenden Ritter) ist von Götz vom Pferde gestoßen und mit Mühe von den Seinigen gerettet worden *), wie wir zunächst von Georg, dann aber auch in einer zweiten Lagerszene hören, wo er verhöhnt wird.

Nach der Verstärkung durch Selbitz unternimmt Götz einen zweiten Angriff auf die Reichstruppen, dessen Erfolg uns eine dritte Szene im Lager schildert, wo der Hauptmann klagt, daß Götz ihnen einen Haufen nach dem andern schlage. Deshalb will er mit allen Truppen (schon haben sie hundert eingebüßt) näher an Jarthausen heran, wo Götz ihnen stehen müsse. Wie glücklich aber auch Götz gegen die Reichsexekution bisher gewesen, so hat er selbst doch dabei manchen Verlust erlitten, so daß er, als die Reichstruppen nun gesammter Hand auf ihn loskommen, sehr froh ist, sich durch die von Sickingen geschickten Reiter verstärkt zu sehen. Gleich macht er einen klugen Plan; er will zuerst dem gesammten Reichsheere gegenüber Stand halten, bis Lerse **) mit den fünfzig Mann, zu denen auch die zwanzig von Sickingen gesandten Reiter gehören, und Selbitz

*) Hierbei schwebt die Stelle der Lebensbeschreibung vor: „Darauf ich ihne Erhard Truchsäßen auch so bald vom Pferd herab stach, daß er mit samt dem Federbusch im Dreck lag.“

**) Er wird von hier an, den ganzen Akt hindurch, mit seinem Vornamen Franz bezeichnet, später heißt er wieder Lerse.

mit den Seinen von verschiedenen Seiten in den Rücken fallen. Der Hauptmann verläßt sich auf seine große Ueberzahl, doch erleidet sein stolzes Siegsbewußtsein durch die Mahnung des ersten Ritters (der zweite Ritter oder Offizier ist verwundet zurückgeblieben) einen gewaltigen Stoß. Selbitz und Lerse kommen zur Zeit höchster Noth; der erstere wird verwundet und auf eine Höhe gebracht, von deren Wartthurm aus ein Knecht den weitern Verlauf des Treffens berichtet. Hören wir zunächst in steigender Erwartung, wie Götz, nachdem er den übermüthig auf die Menge sich verlassenden Hauptmann niedergestoßen, eine Zeit lang selbst im Getümmel verschwindet, bis er sich endlich wieder emporarbeitet und die Reichstruppen in die Flucht schlägt, so geben uns bald darauf Götz, Georg und Lerse, von freudiger Aufregung ergriffen, über den erfochtenen Sieg nähere Kunde. Götz läßt den schwer verwundeten Selbitz nach Jaxthausen bringen, wo alle nach diesem Strauß *) sich stärken sollen. Wie schlimm es mit seinen Truppen stehe, verräth uns der Hauptmann selbst, der in der Runde umherschickt, die Zerstreuten aufzusuchen und zu sammeln. Bald darauf vernehmen wir wieder von demselben, daß er nur hundertfünfzig Mann übrig hat, mit denen er jetzt gerade auf Jaxthausen los will, ehe Götz ihnen von neuem Abbruch thut. Zwischen diesen beiden Lagerszenen treffen wir nun wieder Götz auf Jaxthausen, welcher nochmals mit verstärkter Mannschaft den Reichstruppen entgegenziehen will, weshalb er Georg und Lerse absendet **).

---

*) Den Ausdruck „Strauß" fand Goethe in der Lebensbeschreibung, wo der Herausgeber ihn durch „Streit, Zank, Zwistigkeit und Unwillen, so man miteinander hat", erklärt.

**) Der Ort Weilern, wo die Geworbenen sich versammeln sollen, ist

wie einen andern Knecht zur Beobachtung der Exekutionstruppen. Auch finden wir hier Sickingen auf der Burg, bereit, Marien heimzuführen, die sich nicht vom Bruder trennen will, und den Bräutigam gleichfalls zum Bleiben zu bestimmen sucht. Daß aber jeder Versuch, sich zu verstärken, aus Furcht vor der kaiserlichen Uebermacht mißlingt, lehrt uns die daran sich schließende, nach dem Vollzug der heiligen Handlung spielende Szene, worin Götz, der die unvermeidliche Belagerung der Burg voraussieht — denn ihm fehlt auch die allergeringste Zahl von Reitern, die Reichstruppen jenseits der Jaxt zu halten — Sickingen und Marien zur Abreise drängt; daß das Aeußerste nahe, hätte unmöglich auf eindringlichere Weise zur Darstellung gelangen können, und zwar durch Götz selbst, ohne daß dieser irgend entmuthigt sich zeigt, vielmehr fühlt er sich ganz getrost, da er Marien und Sickingen aus dem Schlosse weiß, und der Gedanke, daß seine Gattin treu ihm zur Seite beharren werde, ist ihm süßeste Herzensstärkung. Durch Georg erfahren wir dann, daß die Reichstruppen ganz in der Nähe sind; das Schloß wird überall verriegelt und verrammelt, und es erfolgt die Aufforderung zur Uebergabe mit der derben Antwort des Götz, der die ganze Exekution nur für ein von Weislingen und dem Bischof von Bamberg gegen ihn angezetteltes Ränkespiel halten kann. Die Antwort von Götz ist nach der Lebensbeschreibung. Dort erzählt Götz, wie er zu Krautheim das „Schaafhauß" angezündet, um den Amtmann herauszulocken. „Und wie ich also hernieder brandt, da schrie er der Amtmann oben heraus —, da schrie ich wieder zu ihme hinuf, er solte mich hinden lecken."

---

willkürlich gewählt. Ein Dietrich von Weiler kommt unten als Opfer der Wuth der Bauern vor.

Der Entwurf ist hier ungescheuter als die jetzigen Gedankenstriche.

So hat denn der Dichter das Anrücken der Reichstruppen und die schweren Verluste, die Götz ihnen zufügt, in einigen glücklich gezeichneten, lose aneinander gereihten Bildern uns lebendig vergegenwärtigt, worin der ritterliche Götz in höchstem Glanz erscheint, und die Handlung, wenn auch nicht an einem festgehaltenen Faden, sich rasch und entschieden vorwärts bewegt. Mit demselben Glücke ist der Fortgang der Belagerung und der von Götz dabei bewährte ungebrochene Muth in wenigen Szenen geschildert. Der Vorrath ist bald aufgezehrt, da sie sich nicht haben vorsehn können, wie Götz von seiner treuen, jetzt mit Arbeit überhäuften*) Gattin erfährt, welche er in der Küche aufsucht. Aber da sie den Belagerern schon großen Abbruch gethan haben, während diese dem Schlosse wenig Schaden bringen, hofft er, daß man ihm einen Vertrag vorschlagen werde. Leider steht es auch mit dem Pulver und den Kugeln sehr schlimm, doch wissen sie neue Kugeln zu gießen. Dem Dichter schwebt hierbei dasjenige vor, was Götz selbst von der Belagerung von Möckmühl erzählt. Zur Zeit der Kapitulation, berichtet er, hätten sie nur noch drei Malter Mehl und einige den Bürgern geraubte Schafe gehabt. „So hetten wir auch kein Kugeln mehr zu schiessen, dann was ich aus den Fenstern, Thorenglen Zinn, und was es war, zu wegen bracht, daß ich dannoch wieder zu einem Anlauff gefast war, darzu hatten wir nit Wasser, daß wir den Pferden geben mögten, und auch kein Wein mehr, dann was mein war, den musten wir und unser Pferd trincken und

*) In den Worten des Götz: „Du hast viel Arbeit, arme Frau“, fehlt das viel seit der vierten Ausgabe.

unß mit behelffen." Auf köstliche Weise ist der frische Muth und die gute Laune geschildert, mit welcher Georg und Lerse auch in der äußersten Noth ihre Pflicht thun und den Reichstruppen, die meinen, man habe sich bereits verschossen, wacker zusetzen. Diese sehen sich endlich veranlaßt, einen Vertrag anzubieten, den aber Lerse, und mit ihm Götz, der nur nicht an ihre Bereitwilligkeit dazu glauben kann, bloß unter der Bedingung freien Abzuges annehmen will. Nach der Lebensbeschreibung unterhandelte Götz lange wegen der Uebergabe von Möckmühl.

Ehe aber der Vertrag wirklich abgeschlossen wird, zeigt uns Goethe den vom Glück noch ungebeugten Götz als treuen Hausvater und besonders in seinen auf das allgemeine Wohl hingerichteten, dem Kaiser und dem Reich herzlich ergebenen Gesinnungen, als edlen Reichsritter, der die Freiheit, die der Athem seines Lebens, mit den Pflichten gegen Kaiser und Reich, insofern diese das allgemeine Beste fördern, wohl zu verbinden weiß, wogegen bei dem jetzigen Zustande des „krüppeligen" Reichskörpers Eigennutz und Herrschsucht der Fürsten alles zu Grunde richten. Der bittere Gegensatz zwischen der von Götz im Geist erschauten und mit vollster Seele ersehnten Zeit allgemeiner wahrer Freiheit und der traurigen Gegenwart, wo des Kaisers treuester Diener, dem es nur um Herstellung des gewaltsam gefährdeten Rechtes in der von Alters überlieferten und weislich festgesetzten, von Willkür durchaus entfernten Form des Faustrechts zu thun ist, als Reichsfeind belagert wird, dieser Gegensatz tritt uns durch Georg nahe, der sich so lebhaft in die von Götz geträumten schönen Zeiten versetzt fühlt, daß er darüber ihre arge Noth einen Augenblick ganz vergißt. Götz spricht die schöne Sendung der auf das Wohl der Unterthanen

hingewiesenen Fürsten in reinster Weise aus, im Gegensatz zu ihrer jetzigen, das Reich schwächenden, das Recht vernichtenden Herrschsucht. Die Erzählung von der Jagd des Landgrafen von Hanau ist eine Erfindung des Dichters; doch erwähnte Götz bereits im ersten Akt (S. 21) des Landgrafen nach der Lebensbeschreibung als eines ihm gar lieben Herrn. Die trefflich ausgeführte Szene bildet den Gipfelpunkt des Stückes; gerade vor dem Falle des edlen, tapfern, getreuherzigen Ritters erhebt sich seine Gestalt vor uns in seiner ganzen großartigen Würde und deutschen Ritterlichkeit; er ist kein roher Raufbold, sondern der von der wahren Größe des Reichs und dem Gefühle glücklichster Freiheit tief durchdrungene freie Rittersmann, der nur in dieser Zeit der Schwäche, Herrschsucht und Arglist keine Stelle findet. Freiheit soll sein letztes Wort sein, was der ganz in seiner Seele fühlende tapfere Reitersjunge aussprechen muß, wie er auch wirklich mit diesem Ausruf stirbt, während wir Georg einen tapfern Reitertod finden sehen. Als die ewigen Reichsfeinde, gegen die sich die deutsche Kraft nach außen hin zu wenden habe, werden hier die wilden Türken und die schlauen Franzosen genannt, vor denen man auch in deutschen Litaneien behütet zu werden flehte. Die letzten Züge von Götz selbst wurden durch einen Einfall der Türken in Ungarn und den Krieg mit Frankreich veranlaßt. Vgl. oben S. 49.

Daß Lerse freien Abzug mit Gewehr, Pferden und Rüstung bedungen habe, berichtet dieser darauf in jubelnder Freude, indem er auf die Niederträchtigkeit jener Götzens ritterliche Größe verkennenden, zu keinem Entschlusse kommenden, in der Unterhandlung ebenso ungeschickt als im Kriege sich zeigenden Führer und Sprecher der Reichstruppen hindeutet. Bei der Uebergabe von Möckmühl kam man dahin überein, daß Götz und die Sei-

nigen „mit Leib, Hab und Gut, auch mit Wehr, Harnisch und Pferden" frei abziehen sollten. Wie froh die Belagerten sind, so guten Kaufes loszukommen, deutet die Szene im Schloßhofe an. Das Lied, welches Georg seiner Gewohnheit nach beim Satteln im Stalle singt, kommt ihm so recht aus froher Brust, und er verfehlt nicht, am Schlusse die Beziehung desselben auf ihren Zustand hervorzuheben *). Doch nicht bloß mit den Pferden, sondern auch mit Büchsen sollen sich die Abziehenden versehen. Götz, Georg und Lerse reiten schon voraus, aber zwei Knechte, die noch zuletzt mit der Wahl der Büchsen nicht fertig werden können, schauen aus dem Fenster den treulosen Ueberfall, der auch ihnen den Tod droht; spricht aus dem einen Knechte die Sorge für sein Leben, welche nur einen Weg zur Rettung sucht, so tritt dagegen im andern die innigste Liebe zu dem edlen Herrn und dessen tapfern Gefährten hervor, wodurch der Akt einen treffenden Abschluß erhält. So schmählichen Verrath gegen den edlen Ritter glaubt die im Namen des Kaisers abgeordnete Exekution sich erlauben zu dürfen; alle Ritterlichkeit und Treue ist diesen Menschen eitel Spiel. Wohin ist die deutsche Treue geflohen!

Vierter Akt.

Wie man vom Helden das Bekenntniß, er habe sich gegen das Reich vergangen, erzwingen will, er aber auch hier als wackerer, ehrenhafter Ritter sich bewährt und, durch Sickingens

*) In der dritten Strophe hat sich aus dem Entwurf Meislein statt des in der ersten eingeführten Vögelein durch ein Versehen bis in die nach dem Tod des Dichters erschienenen Ausgaben erhalten.

unerwartete Hülfe befreit, sich nur verpflichtet, einstweilen auf seiner Burg sich ruhig zu verhalten, schildert der vierte Akt im ersten Theil, wogegen der zweite Theil Adelheidens Plane auf den Nachfolger des Kaisers sowie Götzens, seine Kraft lähmende Unthätigkeit darstellt und zugleich den Bauernkrieg einleitet.

Götz klagt in der Lebensbeschreibung, daß sie ihm bei Möckmühl den Vertrag gebrochen. „Dann wie sie mir Glauben gehalten, das sieht man, und hat es wol gehöret, dann ich lag darob nieder, und wurden meine Knecht und Gesellen erwürgt und erstochen, so fehlete es mir auch nit weit.“ Von seiner Gefangenschaft in Heilbronn erzählt er, wie als er in Heilbronn etliche Wochen „in einer Herberg verhafft gelegen“, der schwäbische Bund einen Abgeordneten gesandt, der ihm in Anwesenheit vieler in der Wirthsstube ein Urfehde vorgelesen, mit der Drohung, ihn in den Thurm zu legen, sollte er deren Beschwörung verweigern. „Aber ich schlug solche Urphed stracks ab, wolt ehe ein Jahr im Thurn liegen, ehe ich sie annehmen wolt, darzu so zeigt ich hingegen an, ich wer in einer ehrlichen Vhedt betretten, und hett mich auch bey meinem gnädigen Fürsten und Herrn (dem Herzog Ulrich von Würtemberg), wie einem frommen von Adel und Rittermann wol anstundt, gehalten, darzu so wer ich auch in ein ehrlich ritterlich Gefängnus vertagt, also, daß ich verhofft, sie würden mich darbey bleiben lassen.“ Nachdem er hervorgehoben, daß er seine Haft gebührlich inne gehalten, fährt er fort: „Da ich die Urphed nit annehmen wolt, hetten sie die Weinschrötter bestellt, die traten zu mir in des Diezen*) Herberg in der Stuben und wolten mich fangen, ich dem nechsten vom Leder und mit der Wehr heraus, da schnapten

*) Der Wirth zur Krone, wo Göz wohnte, war Meister Dieze.

sie wieder hinder sich, und baten mich die Bürger des Raths fleißig, ich solt einstecken und Fried halten, sie wolten mich nicht weiter führen, dann auf das Rath-Hauß." Auf der Treppe begegnet ihm seine Frau, welcher er mittheilt, daß er die Urfehde nicht schwören wolle, und er trägt ihr auf, Franz von Sickingen und Georg von Frundsberg im Lager der Landsknechte und Ritter an der Enz, wenige Stunden von Heilbronn, aufzusuchen und ihnen zu berichten, daß man ihm das zugesagte ritterliche Gefängniß nicht halten wolle. Die Bündischen warfen ihn aber auf seine Weigerung, die Urfehde zu beschwören, wirklich in den Thurm, wo sie ihn die Nacht, es war gerade der Tag vor Pfingsten, liegen ließen; am Morgen führten sie ihn wieder auf das Rathhaus. „Da waren etliche des Raths bey mir in der Stuben ufm Rath-Hauß, und war mein Haußfrau wieder vom Leger kommen, und stund heraus vor der Stuben, hetten sie vielleicht gehört, daß der ganz Hauf wieder herab züg, der Stadt zu, da baten sie mich, ich solt zu meiner Haußfrauen gehen, und zu ihr sagen, daß sie wieder hinaus ritt, und für sie bitten solt, dann der Hauff zoge eben der Stadt zu, zu Roß und zu Fuß, da gieng ich zu meiner Haußfrauen und sagt ihr in ein Ohr, was mein Meynung war, das war das, und sagt zu ihr, sag zu meinem Schwager Franciscus von Sickingen, und Herrn Georgen von Fronsperg, sie haben beede mich gebetten, ich solt für sie bitten, aber sag zu ihnen, haben sie was im Sinn, so solten sie fortfahren, ich wolt gern sterben und erstochen werden, allein daß sie all mit mir erstochen würden, das hett sie nun ausgericht, und kam Herr Georg von Fronsperg mit andern auch zu mir hinein auf das Rath-Hauß, die handelten mit denen von Heilbronn, daß sie sich musten verschreiben, mir Ritterliche Gefängnus zu halten,

so lang derselbig Krieg und mein Gefängnus wehret, und ich mit dem Bund vertragen würde."

Goethe, der die Darstellung treffend vereinfacht, läßt Götzens männliche Kraft und ritterliche Treue in lebendigster, die Hauptpunkte entschieden vorkehrender dramatischer Vergegenwärtigung hervortreten. Den Georg von Frundsberg, den Obersten der Landsknechte, konnte Goethe, der uns die Reichsarmee im schlechtesten Zustande schildert, gar nicht brauchen, er bedurfte eines kühn unternehmenden Reiterführers, des stürmischen Franz von Sickingen*), dessen Seele von eigenen gewaltigen Planen erfüllt ist, der später wie Götz selbst untergeht; rasch läßt dieser der Drohung die Ausführung folgen**). Wie in seinem eigenen durchaus ritterlichen, seine edle Manneswürde und Mannestreue ausprägenden Auftreten***), so erscheint Götz auch in

*) Aus später bekannt gewordenen Quellen wissen wir, daß Frundsberg den 17. Juni, den Freitag nach Pfingsten, sich nach Heilbronn begab, wo er den Vergleich zu Stande brachte. Sickingen hatte sich, wie auch Frundsberg, in einem von Lenzingen aus an den Rath gerichteten Schreiben für Götz verwandt.

**) Die Bezeichnung, daß Sickingen hinter der „Weinhöhe" hervorgedrungen, gehört dem Dichter an. „Weinhöhe" steht mundartlich für „Weinberge". Götz erzählt einmal, wie er mit dem alten Thalacker bis an die Schranken von Heilbronn gezogen, so daß diejenigen, welche die Thore bewachten, mit ihrem Harnisch allernächst bei ihnen gewesen. So benutzt Goethe alle irgend dienlichen Züge der Lebensbeschreibung.

***) Die von Götz später wirklich beschworene Urfehde beginnt: „Ich Göz von Berlichingen zu Hornburg bekenn offentlich mit diesem Brief," und er bekennt dort, daß er als Mithelfer des Herzogs von Würtemberg, „und abgesagter Feind gemains Bunds, gegen gemainen Bund niedergelegen, und zu gemains Bunds Handen zugestellt worden." Bei der Aeußerung über sein Verhalten gegen den Kaiser und das Haus Oesterreich schwebt die Stelle der Lebensbeschreibung vor: „Ich kan mich auch nicht

Sickingens dramatisch bewegter Verhandlung mit ihm auf das lebendigste in ganzer, voller Gestalt. Sickingen selbst aber läßt uns hier einen Blick in seine höher gehenden Plane thun*), wogegen Götz, den so vielfacher Treubruch in innerster Seele verletzt und gebrochen hat, sich zu keinem Gedanken an irgend eine mit dem wackern Sickingen auszuführende Großthat, zu keiner Zuversichtlichkeit mehr erheben kann, sondern von trüben Ahnungen ganz niedergehalten wird. Gerade in diesem Augenblicke, wo er den letzten doppelten Treubruch so bitter fühlt, muß er noch Weislingens gedenken, seines geliebtesten Jugendfreundes und Genossen, der zum schnödesten Verräther an ihm geworden. Hat er im Kampfe seiner vergessen, jetzt muß die Erinnerung an ihn mächtig hervorbrechen, allen seinen Muth lähmen. Und wie tief ihn das Unglück seiner treuesten Diener gebeugt, tritt besonders am Anfange des Aktes hervor, wo er, mit bitterer Hindeutung auf das Gebot, die Eltern zu lieben, fast an der Gerechtigkeit des Himmels verzweifelt. Die Niederträchtigkeit der Welt erdrückt sein Herz. Der tapfere Sickingen setzt es durch, daß Götz mit seinen Knechten auf seinen Eid, nicht aus der Grenze

---

erinnern, daß ich mein Tag je etwas wider Kayserl. Majest. oder das Haus Oesterreich gehandelt hab, wolt auch wohl an die Orth kommen sein, da das weich Geld und Cronen wohlfeyl waren, aber ich hab es Kayserl. Majest. unserm allergnädigsten Herrn zu Ehren und Gefallen unterlassen, und mich sonst alß ein armer Krieg- und Reuters-Mann beholffen."

*) Goethe knüpft hieran die geschichtliche Ueberlieferung, daß Sickingen im Mai 1523 einer Fehde mit Trier, Pfalz und Hessen erlag; der Kurfürst von der Pfalz und der Landgraf von Hessen zogen vor seine Burg Landstuhl, bei deren Belagerung er durch einen herabstürzenden Balken tödtlich verwundet ward, sieben Monate nach Götzens Befreiung, fast vierzig Jahre vor dessen Tod.

seiner Besitzung*) herauszugehn, nach seiner Burg entlassen wird.

Jetzt erst führt uns der Dichter zu Adelheiden und Weislingen zurück, die unterdessen sich wirklich vermählt haben, was man freilich in irgend einer Weise angedeutet wünschte. Wenn der Dichter die Szene nach Adelheidens Schloß verlegt, so ist diese Ortsbestimmung ganz irrig aus dem ersten Entwurf beibehalten, wo die jetzt völlig umgestaltete Szene wirklich fern vom Hofe spielte, während sie hier offenbar zu Augsburg gedacht wird, von wo Weislingen seine Gattin gern nach ihrem Schlosse sich zurückbegeben ließe. Der Dichter beschreibt uns zunächst den bittern Ingrimm von Weislingen und Adelheiden über Götzens unerwartete Befreiung. Weislingen fürchtet den edlen Ritter, den er schon im Thurme sein Leben verkümmern sah, und der sich jetzt wieder des freien Daseins auf seiner Burg freut; gesteigert wird seine Furcht durch die immer zunehmende Macht des mit ihm verbundenen ungestümen Sickingen, der die Heilbronner gezwungen, den Götz freizulassen. Adelheiden, die ihrer Natur nach die Todfeindin des treuherzigen, auf Recht und Wort haltenden Götz, versetzt die Befreiung in Wuth, worin sie von keiner Nöthigung etwas wissen will — die Heilbronner hätten ihn festhalten müssen, ihrem Kaiser zu Liebe, der sie schützen konnte. Hierbei aber vernimmt Adelheid zu ihrem höchsten Aerger, wie der altersschwache Kaiser Sickingens That gebilligt. Weislingen hofft das Beste von Götzens Thatendrang, der ihn unmöglich in Ruhe auf seiner Burg sitzen lasse, wobei er in seinem Eifer nur dessen ihm selbst so fern liegende Rittertreue ver-

*) Goethe bedient sich hier des gangbarsten Ausdrucks Terminei; oben (S. 42) steht dafür Bann. Götz selbst braucht in der Lebensbeschreibung Mark, Markung, Gezirk, Hofmark und Zehenten.

gißt. Adelheid geht darauf um so eher ein, als sie hofft, bei einem Bruche des Bannes werde der in Aussicht stehende Kaiser strenger seine Würde behaupten und der Richterarm das schuldige Haupt nicht verschonen. Aber durch die Lebhaftigkeit ihrer Aeußerungen verräth sie ihre ehrsüchtige Neigung, was denn Weislingens lang gehegte Eifersucht auf diesen Karl ausbrechen läßt. Er fürchtet diesen, wie Götz und Sickingen, und wünscht daher, Adelheid möge sich durch Entfernung vom Hofe seiner lüsternen Gier entziehen. Wie es mit Adelheiden stehe, verräth uns diese selbst im folgenden kurzen Monolog. Wir sahen bereits oben, wie die Unthätigkeit Weislingens ihr zuwider war; später hat er sich ermannt, und sie ist, nachdem er ihre Güter ihr wieder verschafft, seine Gattin geworden. Aber ihr Ehrgeiz konnte sich bei Weislingen nicht begnügen, dessen Seele sich zu keinen hohen Planen emporzuschwingen vermag; das hochmüthige Weib, das alle Männer sich unterthänig machen möchte, erhebt ihre Blicke zum hoffnungsvollen Nachfolger Maximilians, der von ihren Reizen angezogen worden; auch ihn muß sie sich dienstbar machen, um durch ihn zu herrschen, und sollte Weislingen ihr hierbei in den Weg treten, sie schreckt vor keinem Mittel zurück, ihren Zweck durchzusetzen. Daß Karl V. erst nach Maximilians Tod nach Deutschland kam, und seine Nachfolge nichts weniger als bestimmt war, konnte den Dichter nicht hindern, diesen schon hier in Augsburg am Hofe verweilen zu lassen; das forderte sein glücklich ersonnener dichterischer Plan. Im Entwurf fand sich hiervon noch keine Andeutung, vielmehr zog Adelheid dort selbst den edlen Sickingen in ihre Netze. Wie weit ihr Verhältniß zu Karl bereits gediehen, zeigt der folgende Auftritt, welcher uns zugleich die unwiderstehliche, fein berechnete Anmuth vorführt, womit Adelheid den von heißester Liebesgier

durchzuckten Franz zum Unterhändler bei ihrem hochstehenden Liebhaber zu machen und an sich fest zu halten weiß. Durch Franzens rasende Liebe fühlt sie sich geschmeichelt und als Weib zu ihm hingezogen; er steht ihrem Herzen wirklich nah, doch ihre Ehrsucht treibt sie dem künftigen Kaiser in die Arme.

Im schärfsten Gegensatz zu dieser Darstellung der arglistigen Plane aufgestachelten Ehrgeizes tritt uns das stille häusliche Leben des auf sein Schloß beschränkten und in dieser Beschränkung sich unbehaglich fühlenden Götz entgegen. Welch innige eheliche Liebe weht uns aus jedem Worte der treuen Hausfrau entgegen, die ihn auffordert, ja an seiner Lebensbeschreibung fortzufahren, weshalb sie ihm die zuletzt geschriebene Stelle vorliest. Die hier angeführte Stelle findet sich nicht in der Lebensbeschreibung, wie auch die Annahme einer doppelten Gefangenschaft in Heilbronn (als erste denkt sich Goethe die nach dem Verrath bei Möckmühl, obgleich er von dieser die Züge zur zweiten hernahm) eine ganz willkürliche ist. Von Götzens wirklicher zweiter Haft, nach dem Bauernkrieg, enthält die Lebensbeschreibung folgende sehr ähnliche Stelle: „So sagten mir auch etliche der Fürnehmsten von Bund selbs, ich hette thörlich gethan, daß ich mich also zu denen Leuthen gestellt hett, denen ich viel Leids gethan, und die mir also gram und feind gewesen.“ Die hier von Götz gegebene Antwort, sowie das, was Elisabeth weiter erzählt, ist des Dichters Erfindung, selbst die Edlen von Miltenberg und Singlingen. Das einzige, was Götz in seinem Unglück erfreut, ist außer seiner treuen Gattin und den lieben Genossen, die bald darauf sich selbst darstellen, das Bewußtsein, sich überall als tapferer und treuer Ritter bewährt zu haben. In der Lebensbeschreibung rühmt sich Götz, daß er schier für alle vom Höchsten bis zum Niedersten ohne alle Besoldung aus freiem Willen

sein Leib und Leben, Blut und Gut in ihren Händeln und Kriegen in Gefährlichkeit begeben und darob auch große Noth erlitten. Lerse und Georg erscheinen nun in ihrer neuen Beschäftigung als Jäger, wobei Georg an die Worte erinnert, die Götz beim letzten Mahle in seinem Schlosse geäußert: wenn Recht und Ruhe im Reich hergestellt wären, würden sie noch immer als Jäger genug zu thun finden (S. 93). Bei ihrer neuen Beschäftigung bedauert er besonders, daß sie so viel mit den Reichstruppen zu schaffen hätten, die also, statt Ruhe zu schaffen, selbst Händel anfangen. Auch leitet Georg die Bedenklichkeit der Zeit ein, indem er des wohl auf den Tod des Kaisers deutenden Kometen gedenkt. In den ersten dreißig Jahren des sechzehnten Jahrhunderts erschienen neun Kometen, keiner aber im Todesjahre Maximilians (1519) und beim Ausbruche des Bauernkrieges (1525). Zu diesem nach dem allgemeinen Glauben der Zeit drohenden Anzeichen fügt Lerse die Erwähnung des im Herzen von Schwaben ausgebrochenen Bauernaufstandes hinzu, über dessen Verbreitung Georg näheres beibringt, dessen Fürchterlichkeit auch andere schreckliche Zeichen dem jungen Reiterknechte vorzudeuten scheinen. Götz, der mit geängstigtem Herzen in die Zukunft des Reiches schaut, fürchtet das schreckliche Unheil, welches manche seiner guten Freunde treffen werde, und daß sie selbst sich gern des von den Aufständischen verletzten Rechtes annehmen würden, deutet Georg am Schlusse an. So entläßt uns der vierte Akt mit den traurigsten Aussichten. Der Tod des Kaisers steht bevor, der dem Götz im Herzen wohl will, wogegen sein Nachfolger Karl von Adelheiden gegen ihn aufgeregt werden wird, und der Bauernaufstand droht sich in Götzens Nähe zu ziehen und ihn mit zu ergreifen. Wie dies letztere geschehen werde, können wir freilich noch nicht voraussehen, aber die trüben Ah-

nungen Götzens, daß auch seine Bahn zu Ende neige, lassen uns das Schlimmste fürchten; denn so bedeutende Naturen haben ein eigenes Vorgefühl ihres Unterganges, wenn auch freilich der traurige Zustand eines halbgebrochenen Lebens an sich trübe Gefühle hervorruft.

Fünfter Akt.

Wie gerade der Bauernkrieg den Götz in seinen Strudel hineinzieht, und Weislingen, worauf dieser sehnlichst gehofft, Gelegenheit gibt, sich seiner zu bemächtigen und ihm den Prozeß zu machen, wie aber, noch ehe dieser selbst seinen Wunden und allem Jammer erliegt, Weislingen und Adelheid von ihrem verdienten Schicksal erreicht werden, stellt der letzte Akt lebhaft bewegt dar.

Bei der Schilderung des Bauernkrieges benutzte Goethe nur Götzens eigene Darstellung und die vom Herausgeber hinzugefügten Anmerkungen. Der letztere nennt als bedeutendste Theilnehmer des Aufstandes, die ihre Missethat alle mit dem Leben gebüßt, Hans Bermetter zu Würzburg, Link genannt, Georg Metzler, Wirth zu Ballenberg, Jakob Köhl zu Eibelstadt, Florian Geyer u. a. Zu Weinsberg sei zuerst Dietrich von Weiler, als er vom Kirchthurm herab mit den Bauern habe gütlich verhandeln wollen, erschossen und später vom Thurm heruntergeworfen worden. Dann hätten die Bauern Graf Ludwig von Helfenstein nebst dreizehn von Adel, unter welchen zwei Sturmfeder, Rudolf Nagel von Eltershofen, Pleikard von Rüxingen und ein Spät gewesen, dann viele andere, an die achtzig Personen zusammen, auf einen Acker gegen Heilbronn herausgeführt, einen

Kreis geschlossen und sie alle erbärmlich durch die Spieße gejagt. Vergebens sei des Grafen Gemahlin, Kaiser Maximilians natürliche Tochter, ihr kleines Kind auf dem Arm, den Bauern zu Füßen gefallen und habe mit Weinen und Klagen um sein Leben gefleht, das sie ihrem Kinde schenken möchten. Goethe hatte die letztere Szene, die er in Gottfrieds Chronik schon in seiner frühsten Jugend auch bildlich dargestellt gesehen hatte, im Entwurf höchst wirksam benutzt.

Die erste Szene, welche im Entwurf mehr auf die Darstellung des blutigen Ingrimms von Metzler gegen Otto (so heißt er hier) von Helfenstein beschränkt war, hat jetzt, obgleich sie der frühern an grausenhafter Wildheit nachsteht, an dramatischem Leben und umfassender Schilderung der Verhältnisse bedeutend gewonnen, und sie leitet zugleich die Absicht auf Götz passend ein. Ein Haufe unter Link ist eben beim Sonnenuntergang mit dem Niederbrennen eines Dorfes beschäftigt, woraus alles flieht, was mit wenigen treffenden Zügen beschrieben wird. Metzler kommt gerade von dem großen Haufen und schildert mit kannibalischer Freude die zu Weinsberg besonders am Adel voll grimmiger Rache ausgeübten Greuelthaten; zwischen der grausigen mit Herzensjubel gewürzten Beschreibung unterläßt er aber nicht, die Bauern auch hier mit Schimpf- und Drohworten zum Anzünden aufzurufen. Zugleich berichtet er, daß der große Haufe von Heilbronn heranziehe, und er fordert Link auf, sich mit der Beute zu diesem zu begeben, der eben um einen Hauptmann verlegen sei, aber noch zwischen Max Stumpf und Götz schwanke. Link ruft den Haufen zum Weiterziehen gen Heilbronn auf, wobei des zur Nachtzeit den Weg erhellenden brennenden Dorfes, aber auch der grausigen Himmelszeichen Erwähnung geschieht, wodurch uns dieser Nachtzug der „Bluthunde" in schrecklicher

Beleuchtung entgegentritt. Jene Himmelszeichen, deren schon Georg zum Theil gedacht hat, werden von den abergläubischen Bauern mit treffendster Anschaulichkeit in wetteiferndem Wechselgespräch beschrieben.

Bei der gleich in der folgenden Szene geschilderten Uebernahme der Hauptmannschaft folgt Goethe der Lebensbeschreibung, deren Darstellung er nur vereinfacht. Die Bauern ließen Götz durch seinen Schultheiß nach Gundelsheim bescheiden, weil sie etwas mit ihm zu handeln hätten. Dieser durfte sich, da die Bauern eine Weigerung auf das schrecklichste gerochen haben würden und er auf seine eigenen aufgeregten Mägde und Knechte sich nicht verlassen konnte, einer solchen Forderung nicht entziehen. Zu Gundelsheim vor dem Wirthshaus kommt ihm, von den Bauern gesendet, Marx Stumpf*) von der Treppe herab entgegen, der ihm sogleich auf sein Befragen bemerkt, er müsse Hauptmann der Bauern werden. Götz erwiedert: „Das thue der Teufel! Warum thust du es nicht? Thue du es an meiner Statt!" Stumpf bemerkt dagegen, die Bauern hätten ihm das erlassen, weil er in Diensten des Pfalzgrafen sei. Auf Götzens weitere Weigerung bittet er ihn, seinem gnädigen Herrn, andern Fürsten und dem gemeinen Adel zu Liebe die Stelle zu übernehmen. Der Hauptmann der Bauern nimmt Götzens Entschuldigung an, doch unter der Bedingung, daß Götz selbst dies den andern Haufen mittheile. Aber hierbei nehmen ihn die Hohenlohischen gefangen, die ihn nur entlassen, nachdem er eidlich gelobt, sich am andern Tage im Lager zu Buchen zu stellen. „Ich thet es mit traurigem betrübtem und bekümmerten Herzen, dann ich ließ mich nit gern erwürgen, wie sie dann neulich vielen

*) Goethe nennt ihn Max Stumpf nach Datt, der ihn als Amtmann von Krautheim bezeichnet.

Frommen von Adel zu Weinsperg gethan hetten, und ich hoffte noch immer, ich wolt etwas guths erlangt haben, und zog also des andern Tags mit traurigem Herzen zu ihnen ins Leger, und wünscht mir vielmahl darfür, daß ich in den bösten Thurn leg, der in der Türckey wäre, oder uff Erdrich, es wäre wo es wolt." Die Bauern zwangen ihn, vom Pferd abzusitzen und in ihren Kreis zu treten. Die Forderung, ihr Hauptmann zu werden, schlägt er entschieden ab: er könne es seinen Ehren und Pflichten nach nicht thun; dazu verstehe er sich nicht ihres Handels, da ihre und seine Handlung, ihr Wesen und sein Wesen himmelweit verschieden seien; auch könnte er dieses gegen Gott, Kaiser, Kurfürsten, Grafen und Herrn, gemeine Ritterschaft, den Bund und alle Stände des Reichs nicht verantworten. Als sie aber auf ihrer Forderung bestanden, „da sagte ich, ehe ich ihr Hauptmann seyn, und so tyrannisch handlen, wie sie zu Weinsperg gethan und gehandelt hetten, oder auch darzu rathen und helffen solt, ehe müsten sie mich zu todt schlagen, wie ein wüteten Hund, da sagten sie, es wäre geschehen, wo nit, geschehe vielleicht nimmer." Die Räthe von Mainz und Marx Stumpf dringen in ihn, sich der Hauptmannschaft zum Besten des Reiches nicht zu entziehen, da er dadurch viel Uebels hindern werde. „Da sagt ich drauf, wann die Bauern von ihrem Fürnehmen wolten abstehen, und der Obrigkeit und ihrer Herrschafft gehorsam seyn, mit ihnen Frohnen, Recht nehmen und geben, wie von Alters Herkommen wäre, und sich halten gegen ihre Obrigkeit als wie frommen gehorsamen Unterthanen und Hindersassen wol anstehet und gebühret, so wolt ich es 8 Tag mit ihnen versuchen *)." Die Bauern aber wollen eine längere Zeit; endlich

*) Hier kann man freilich fragen, was denn überhaupt der weitere Zug der Bauern noch bedeute. So weit kann Götz unmöglich gegangen sein,

einigt man sich auf einen Monat, und setzt Wendel Hippler den Vertrag auf, worin sich die Bauern verpflichten, ihm gehorsam zu sein, keines Fürsten und Edelmanns Haus zu verbrennen oder sonst zu beschädigen, auch diese Uebereinkunft an alle andern Haufen zur Nachachtung zu schicken. Aber während Götz gen Miltenberg zieht, wohin Graf Georg von Wertheim kommen sollte, beschweren sich die übrigen Haufen über den Vertrag und sagen, „sie wolten wehnen, sie kriegten um ihre Freyheiten", und sie schwuren, Götz und diejenigen, die einen solchen Vertrag aufgerichtet und ihnen zugeschickt hätten, todt zu schlagen. Als Götz, vergebens durch einen von den Bauern gewarnt, zurückkehrt, sieht er Schloß Willenberg brennen, was eine offene Verletzung des Vertrages war. „Da sagte ich frey zum ganzen Haufen, sie solten mich also, wie ich bewilligt, die 8 Tag bleiben lassen, ich wolte mich dermassen halten, sie solten mein eben alsbaldt müdt werden, als ich ihr."

Goethe führt uns als Führer des großen Haufens Kohl und Wild vor, von denen Kohl, der sich bereits im Entwurf fand, oder vielmehr Köhl, geschichtlich begründet ist (vgl. oben S. 103), Wild ein frei erfundener bezeichnender Name, den der Dichter den sonst noch überlieferten vorzog. Max Stumpf und Götz sind von ihnen auf das Feld beschieden worden; des erstern Entschuldigung nimmt Kohl an, da er auf ihn weniger Gewicht legt als auf den kräftigen, eben mit Lerse und Georg auftretenden Götz. Die Verhandlung, wobei Stumpf dem Götz zuspricht, ist mit wenigen kräftigen Strichen ächt dramatisch durchgeführt.

---

der hier offenbar seine Stellung zu den Bauern etwas verkennt, aber nicht absichtlich sich reiner darstellen will. Goethe hat ihn hier wesentlich berichtigt.

Daß Götz, auch nachdem er die Hauptmannschaft angenommen, von den argwöhnischen Bauern bewacht wird, ist der Lebensbeschreibung gemäß. Kohl, der herrischer und gewaltsamer als Wild erscheint, hat aus Götzens strengen Worten Verdacht geschöpft, wie denn ein freier Ritter und Herr einer solchen vom grimmigsten Hasse erfüllten Natur nie rechtes Zutrauen einflößen kann. Kaum hat Götz sich entfernt, um sich unter den Haufen umzuthun und nach dem Lager sich zu begeben *), so finden sich Metzler und Link ein, die eben von dem Vertrag gehört haben, was freilich etwas rasch ist. Auch sonst würde es passender sein, wenn dieser Theil der Szene erst auf die nächste folgte. Metzler will vom Schonen nichts wissen, sondern die Haufen aufregen, daß sie den Vertrag gleich durch den Brand von Miltenberg brechen, das Goethe hier an die Stelle des Schlosses Willenberg gesetzt hat. So sind also die Bauern selbst unter sich uneins.

Nachdem wir gesehen, wie Götz in seine so schlimme Stellung gezwungen worden, kehren wir zu Weislingen zurück, der selbst gegen die Bauern beordert ist und eben einen Hauptstreich thun will. Zugleich hören wir, wie sein Verhältniß gegen Adelheiden sich immer unfreundlicher gestaltet. Jetzt, wo er selbst entfernt ist, läßt er ihr den entschiedensten Befehl zugehen, sofort sich nicht auf ihre Güter, wie er früher gewünscht, sondern auf sein Schloß zu begeben. Aber der ihr den Befehl zubringen, sich von dessen Erfüllung überzeugen soll, ist der rasend in Adelheiden verliebte, für sie allein fühlende Franz, wodurch un-

*) Die Abordnung von Lerse an seine Frau, bei der wir diesen gleich finden, könnten wir hier, besonders in der Gegenwart der Bauern, füglich entbehren, wogegen wir angedeutet wünschten, weshalb Götz sich entfernt.

sere Erwartung aufs äußerste gespannt wird. Eine nähere Bezeichnung von Adelheidens bisherigem Widerstande dürfte wohl an der Stelle gewesen sein, wogegen wir die Andeutung der entsetzlichen Regengüsse, die mit dem vorigen in Widerspruch steht, weg wünschten; sie scheint bloß eingefügt, um den Schlag gegen die Bauern noch etwas aufzuhalten.

Die schreckliche, das Schlimmste drohende Lage von Götz tritt uns zunächst in der ängstlichen Sorge seiner einsam zurückgelassenen Gattin entgegen, an welche Götz seinen Lerse zum Trost gesandt hat; sie spricht es bestimmt aus, wie seine Feinde dies zu seinem Verderben benutzen, ihm vorwerfen werden, er habe seinen Bann gebrochen und sei an der Spitze von Rebellen gezogen, obgleich er selbst nicht anders konnte, wollte er nicht ihrer Wuth zum Opfer fallen. Vergebens deutet Lerse darauf, wie er ihrer Raserei Einhalt gethan und selbst auf das schmählichste von ihnen gefangen gehalten werde. Wäre Gott vom Himmel zu ihm gekommen, sagt Götz in der Lebensbeschreibung, die Bauern hätten ihn nicht mit sich reden lassen, ohne daß ihrer zehn oder zwölf dabei gestanden. Zum höchsten Unglück ist auch Sickingen jetzt weit entfernt, der sonst für Götz eintreten würde.

Was Metzler oben gedroht, muß Götz zu seinem höchsten Unwillen erfüllt sehen, Miltenberg brennt. Zwischen der letzten Szene der Bauern und der unserigen müssen wenigstens einige Tage liegen, da Götz äußert, er fahre den Bauern alle Tage durch den Sinn, sage ihnen die bittersten Wahrheiten. Dem widerspricht es aber, daß schon dort (S. 118) Metzler im Begriff steht, die Bauern zum Niederbrennen von Miltenberg aufzuhetzen; die Worte „Miltenberg dort drüben anzünden" müßten deshalb in Wegfall kommen. Götz sendet Georg ab, den Mord-

brennern sein höchstes Mißfallen über diesen Vertragsbruch auszusprechen, und seine Absicht, sich von ihnen loszusagen. Seine unglückliche Lage unter diesen wilden, kein Recht kennenden Bauern zerreißt ihm das Herz. Der Wunsch, lieber in der Türkei gefangen zu liegen, ist aus der Lebensbeschreibung (vgl. oben S. 106), wie auch die unmittelbar darauf folgende Warnung des Unbekannten, welche zu der Zeit erfolgte, als sie zu Würzburg lagen; der Warnende ist dort ein Siebener, ein Mitglied des Rathes. Göz sei ein guter, freier Edelmann, sagt jener „gute, fromme, treuherzige" Mann, er rede frei, nicht wie es einem jeden wohl gefalle, und sei kein Heuchler; doch rathe er ihm, solcher Rede müßig zu geben, sonst hätten die Bauern beschlossen, ihm den Kopf herabzuschlagen. Nach der Rede des Unbekannten ist mit Unrecht der Nachruf Götzens weggefallen: „Hört! Noch ein Wort!" der sich im Entwurf findet. Wie fürchterlich dem edlen Ritter auch ein solcher Tod unter den Bauern scheinen muß, so faßt er sich doch bald in dem Gedanken, dieser müsse gerade der Welt den besten Beweis liefern, daß er ihren Frevelthaten nicht zugestimmt, sondern sie verabscheut habe. Wie er dies mit äußerster Lebensgefahr auch den Mordbrennern gegenüber ausspricht und ihrer Wuth seinen ritterlichen Muth entgegensetzt, zeigt uns die folgende Szene in lebendigster Darstellung, wo er, trotz der dringendsten Noth, da der Theil der Bauern, der Miltenberg verbrannt hat, geschlagen und gefangen worden, sie über jenen Vertragsbruch zur Rede stellt und die feige Schmähung nicht ungestraft läßt. Brand und Niederlage hat Goethe hier ganz nahe gerückt. Nach der Lebensbeschreibung zogen die Bauern, als sie Willenberg verbrannt, in Würzburg ein, wo sie einige Tage verweilten, bis die Nachricht von der großen Niederlage, die ein sehr starkes Heer

der Aufständischen bei Böblingen erlitten hatte, sie zum Aufbruche veranlaßte; Götz aber verließ bei Adolfsfurt, da eben sein Monat zu Ende war, seinen Haufen, ehe dieser geschlagen ward. Doch Goethe mußte den Götz nach der Niederlage gefangennehmen lassen und alles näher zusammenrücken. Sein Todfeind Weislingen ist es, der die Fliehenden verfolgt, und dies um so leidenschaftlicher, als er erfahren hat, daß Götz sich unter ihnen befindet, und zwar verwundet; seine durch Adelheidens Kälte und Treulosigkeit erschütterte Seele ist vom grimmigsten Haß gegen Götz entbrannt, dessen Vernichtung ihm lindernder Balsam sein würde, da seine Größe ihm das Herz beklemmt. Die kurze Szene, wo Weislingen die Ritter zur Verfolgung antreibt und seinen der Erfüllung nahen gierigen Haß gegen Götz enthüllt, folgt nach einer Schlacht, worin die Aufständischen zurückgedrängt werden; doch dürfte es passender sein, wenn sie von der vorigen entschiedener getrennt wäre und an einem andern Orte des Schlachtfeldes spielte.

Eine sehr glückliche Erfindung des Dichters ist es, daß der schwer verwundete Götz in den Wald, zu den Zigeunern fliehen muß, und unter diesen, zum letztenmal für seine Freiheit kämpfend, gefangen wird. Der Zustand der Zigeuner, die im Entwurf eine große Breite einnehmen*), ist mit wenigen scharfen Zügen entworfen**). Wie Kinder und Weiber zum Unterhalt

*) Seit 1497 wurde den Zigeunern auf den Reichstagen wiederholt geboten, bis nächste Ostern oder binnen drei Monaten Deutschland zu verlassen. Maria Theresia schützte sie und wollte sie an feste Wohnsitze binden, aber auch sie sah sich 1773 zu strengen Maßregeln gegen sie veranlaßt.

**) Die dialektische Eigenheit der Zigeunersprache wird hier durch die Formen und Redeweisen der gemeinen Volkssprache angedeutet.

das Ihrige beitragen müssen, tritt uns zunächst entgegen, nachdem das unwirthliche Lager treffend bezeichnet ist. Zugleich aber wird hier der allgemeinen Verwirrung und Zerstörung in der Umgegend gedacht, wobei auch wieder die feurigen Himmelserscheinungen hervortreten. Die männlichen Zigeuner*), die das Festhalten am alten Aberglauben durch den Ruf des wilden Jägers bekunden, den sie im schaurigen Walde eben über sich hinziehen zu hören glauben, haben die Verwirrung zu ihren kleinen Diebstählen bestens benutzt, so daß die Alte mit der reichen Ernte sehr zufrieden ist. Nachdem das Bild der armen, zum Stehlen gezwungenen Zigeuner uns lebhaft vergegenwärtigt ist, naht Götz, dem die Feinde auf der Spur sind. Der edle Mann, der dem Hauptmann noch in seiner großen Noth Bewunderung erregt, in dem der eine der Zigeuner gleich den berühmten Götz erkennt, findet hier die freundlichste Aufnahme; aber die Feinde nahen und überwältigen die für Götz sich erhebenden Zigeuner, welche der Uebermacht nicht widerstehen können. Der Held, der sich selbst mit Noth aufs Pferd schwingt, wird gefangen, wie wir aus dem Munde des einen die unglückliche Entwicklung meldenden Zigeuners erfahren. Die knappe Ausführung athmet hier überall frischestes Leben; der Verlockung, Götzens Gefangennehmung wirksam darzustellen, wie es die Bühnenbearbeitung thut, hat Goethe widerstanden.

Jetzt, wo Götz seinem Ende nahe gekommen — denn das

---

*) Die drei Gesellen, die mit dem Hauptmann erscheinen, sind Wolf, Sticks (von stecken, heimlich mittheilen) und Schricks (von schrecken); sie werden zuerst als erster, zweiter, dritter Zigeuner bezeichnet. Ein bloßer, stets fortgepflanzter Druckfehler ist nach der ersten Rede des Hauptmanns erste Zigeunerin statt erster Zigeuner.

Herz seines Lebens ist durch seine Gefangennahme als Hauptmann der Bauern, unter den aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßenen, als Räuber geltenden Zigeunern, ihm ausgebrochen — jetzt muß auch das gegen ihn verbündete, längst unter sich entzweite Paar sein rächendes Schicksal erreichen. Franz hat seiner noch in Augsburg weilenden Herrin Weislingens Brief mit dem strengsten mündlichen Befehl überbracht, wodurch diese zum Aeußersten getrieben wird; es gilt jetzt dem Eifersüchtigen zuvorzukommen. Der Dichter hat hier das Verhältniß zu Karl ganz unerwähnt gelassen, weil es zur folgenden Entwicklung weniger geeignet schien; doch würde eine Erwähnung von Karls zeitweiliger Entfernung von Augsburg wohl angebracht gewesen sein. Franz hat sich, nachdem er den Brief übergeben, von Adelheiden entfernen müssen; diese, die auf ihrem Schlafzimmer, wohin sie längst gegangen, nicht zur Ruhe kommen kann, hat den festen Entschluß gefaßt, das Schlimmste abzuwehren, ihre Freiheit durch Weislingens Verderben zu erkaufen*). In diesem Augenblick bietet sich ihr ein willkommenes Werkzeug ihres Verbrechens in dem rasend verliebten Franz dar. Diesen haben die Sorge für die Herrin und die glühende Liebe zu ihr nicht schlafen lassen; er muß zu ihr, klopfend wagt er der Thüre des Schlafzimmers zu nahen. Wie könnte diese in dem Augenblicke, wo sie seine Liebe höher als je schätzen muß, wo eine dunkle Ahnung sie treibt, er müsse ihren Plan ausführen, ihm den Eingang verweigern! Mit schlauer Berechnung**), in welche sich

*) Freilich mußte Adelheid auf der Stelle zu diesem Entschluß getrieben werden; wir haben uns aber wohl zu denken, daß sie diese Worte hier spricht, nachdem sie aus einem unruhigen Schlummer, mit dem Briefe in der Hand auf dem Sessel eingeschlafen, eben erwacht ist.

**) Sie knüpft an die Drohungen an, welche Franz ihr berichtet hat.

ihre Liebe zu dem schmachtend hinschmelzenden armen Jungen glücklich verwebt, weiß sie seine Wuth gegen Weislingen, der sie ihrer Freiheit berauben wolle, zu stacheln, so daß er in leidenschaftlicher Hast das ihm angesonnene Verbrechen übernimmt. Mit der schmeichelnden Aussicht, ihm bald ganz anzugehören, so daß er nicht mehr, wie heute, verstohlen zu ihr zu kommen und sich in frühester Morgenstunde wegzuschleichen brauche*), mit dieser ihn ganz berauschenden Hoffnung treibt sie ihn besinnungslos zum schrecklichen Werke.

Des unglücklichen Götz schrecklicher Zustand und das ihm drohende Schicksal treten uns in der folgenden Szene in Elisabeths kummervoller Bedrängniß und Lersens Schilderung der grausamen Behandlung der Aufständischen entgegen. Götz ist zum zweitenmal nach Heilbronn gebracht worden — den Ort wünschte man nicht bloß in der Ueberschrift bezeichnet —, wo man ihn in den Thurm geworfen hat und ihm, wie Elisabeth nur zu richtig geahnt hatte, den Prozeß als Meuterer macht. Elisabeth ist zu seinem Trost dorthin geeilt, aber leider kann sie das schleichende Fieber, das ihn befallen, eben so wenig verscheuchen als die Düsterheit, in welche seine Seele versunken. Die Nachricht von Lerse, daß Weislingen Bundeskommissar sei, gibt ihr allein noch einige Hoffnung in ihrer gräßlichen Furcht. Maria, die sie beschickt hat, die eben angekommen ist, soll sogleich zu Weislingen hin, um von dem treulosen Geliebten das Leben ihres Bruders zu erflehen.

In Franzens Erwiederung muß es nothwendig auf meine (statt ihre) Güter heißen.

*) So sind Adelheidens hoffnungsvolle Worte zu verstehen, nicht auf einen frühern verbrecherischen Umgang zu beziehen.

Der zu rascher Entwicklung drängende Dichter versetzt uns nun sofort auf Weislingens Schloß; zwischen den beiden Szenen ist einige Zeit verflossen. Das von Franz gereichte Gift hat gewirkt, es verzehrt Weislingens Lebenskraft, so daß er sich vor Mattigkeit kaum zu halten weiß, und sein böses Gewissen führt ihm in fieberhaften Träumen den Götz vor, der ihn mit bitterster Verachtung straft. Schon hat er sein Todesurtheil unterschrieben, und noch immer bangt ihm vor diesem. Auch die Stimme seines Gewissens regt sich und die Erinnerung an ihre einstige Freundschaft, aber der Gedanke, daß dieser so schmählich verrathene, vor ihm riesengroß sich erhebende Jugendfreund noch lebe und ihn vielleicht noch einmal vernichten könne, ängstigt ihn schrecklich, und unfähig, sich vor sich selbst zu rechtfertigen, schiebt er die Schuld auf böse Geister, die mit den Entschlüssen der Menschen ihren höllischen Muthwillen üben. Vor der ihn immer mehr überwältigenden Schwäche muß er sich auf einen Stuhl niederlassen; könnte er nur einmal in einem Schlafe sich stärken, aber dieser Wohlthäter der Schwachen und Ermüdeten flieht ihn. Die Erscheinung der unangemeldet eintretenden Marie ist auf das treffendste verwandt, Weislingens Angst und Gewissensqual auf das höchste zu steigern; je mehr diese mit ihren Bitten in ihn dringt, um so fürchterlicher fühlt er sich erschüttert. Franzens Bekenntniß seiner Schuld ist, nachdem Weislingen Götzens Todesurtheil zerrissen hat, auf das glücklichste eingeleitet. Die Gewißheit von Adelheidens Schandthat gibt ihm den letzten Stoß, der durch die Anwesenheit seiner treulos verlassenen Geliebten die fürchterlichste Steigerung erhält — für den Zuschauer aber wird gerade durch Mariens edles Mitleid das Schreckliche der Szene gemildert. Ehe Weislingen, der jetzt das, was er

an Götz verschuldet, noch möglichst gut zu machen sucht*), wirklich verscheidet, bricht der Dichter treffend mit Mariens inbrünstiger Bitte um einen Strahl himmlischer Gnade ab, daß er doch nicht in Verzweiflung sterben möge.

Bei der sich unmittelbar anschließenden Szene des Vehmgerichtes hat sich Goethe großer dichterischer Freiheit bedient, doch benutzte er hierbei neben Datt die sogenannte arnsberger Reformation (codex legum et consuetudinum judicii Westphalici summae sedis Tremoniensis), die er im Corpus juris Germanici publici ac privati hactenus inediti e bibliotheca Senckenbergiana fand. Daraus nahm er das auf dem Tische liegende Schwert mit einem Strick oder einer Weide, die er eigenthümlich zum doppelten Tode benutzte, sowie die im Entwurf genannte Siebenzahl der Richter**). Nach Datt stellte der Freischöffe, welcher die Klage übernommen hatte, des Klägers „gewonnener Fürsprech", an den Freigrafen die „Frage eines rechten Urtheils", mit Beantragung einer bestimmten Strafe. Der Freigraf übertrug das Urtheil einem Freischöffen, der sich mit den übrigen Freischöffen entfernte, um die Ansicht der übrigen zu vernehmen. Das vom vorsitzenden Freischöffen gegebene Urtheil wurde vom Freigrafen gesprochen und einer oder zwei Freischöffen zum Vollzug desselben bestimmt. Daß Frauen vor dem heimlichen Gericht

*) Unter den andern Kommissarien nennt Weislingen noch Seckendorf, in dem Entwurf den „Regimentsrath von Seckendorf". In der Lebensbeschreibung wird einmal des vornehmen fränkischen Geschlechtes von Seckendorff gedacht.

**) Der Entwurf unterscheidet sieben sitzende Oberrichter und sieben stehende Unterrichter, wobei der von Datt berichtete sogenannte „Umstand" vorschwebte, wie man die Schöffen nannte, welche das Recht hatten, um das Gericht zu stehen.

nicht verfolgt werden konnten, durfte unser Dichter bei den vielen Freiheiten, die er sich nahm, ganz unberücksichtigt lassen, wie er auch die Bestimmungen über die verschiedenen Fristen nicht brauchen konnte. Der zwischen unserer und der vorigen Szene liegende Zwischenraum ist eben so wenig als der Ort des geheimen Gerichtes näher angedeutet. Dem Dichter war es nur darum zu thun, dem Ganzen den Charakter des Grausenhaften, Unheimlichen aufzudrücken, wozu er den einfach bedeutsamen, schauerlich wirkenden Ton glücklich getroffen, und seine Darstellung ist auch hierin der Typus zu den spätern Ritterdramen geworden. So wird denn die Strafe des doppelten Todes durch Strang und Schwert wegen Ebebruch und Mord gegen Adelheiden ausgesprochen *); ihren grausenhaften Vollzug, auf dessen kecke Darstellung im Entwurf der junge Dichter ohne Zweifel große Stücke gehalten hatte, ließ er später mit Recht weg, überzeugt, daß das moralische Gefühl durch die in Aussicht gestellte Ermordung befriedigt sei und durch die wirkliche Darstellung der Ermordung des ränkevollen Weibes die Anziehung der Todesszene des Götz, der seinen Gegensatz in Weislingens qualvollem Ende findet und in großartigster Bedeutsamkeit hervortreten muß, wesentlich beeinträchtigt würde.

Die folgende kurze Szene während der Rückreise Mariens nach Heilbronn ist sehr unnöthig, da bei der ganzen springenden, nicht alle Punkte der Handlung gleichmäßig vergegenwär-

*) Es muß hier angenommen werden, daß Adelheid sich mit Franz des Ehebruches schuldig gemacht; im Entwurf thut sie dies sowohl mit Franz als mit Sickingen, wogegen jetzt keiner von beiden sich mit ihr vergangen. In den Worten des Aeltesten ist wohl vor statt von dem Angesichte des Himmels zu lesen, wie es im Egmont früher hieß vorm Angesicht der Sonne (B. 9, 225).

tigenden Darstellung Mariens Eile, dem Bruder seine Befreiung zu bringen, keiner Ausführung bedarf. Auch könnte ja Lerse ihr voraus eilen, und wie leicht wäre es gewesen, die Raschheit, womit Maria ihre Reise ausgeführt, am Anfang der zweitfolgenden Szene anzudeuten? Im Entwurf finden wir hierfür eine ganz andere Szene, worin die eben zurückgekehrte Maria mit Lersen zusammentrifft; Lerse ist, was an sich wahrscheinlicher, bei Götz und dessen trostloser Gattin zurückgeblieben.

Nur Götzens Ende bedarf noch der Darstellung. Wir finden ihn mit seiner treuen Gattin im Gefängniß. Vergebens sucht Elisabeth den schwer Niedergebeugten durch die Hoffnung einer glücklichen Wendung der Dinge aufzurichten. Haben sie ihm ja alles genommen, was ihm den höchsten Werth verliehen — der Schmerz macht ungerecht, und so gedenkt er nicht des höchsten ihm gebliebenen Schatzes, seiner Gattin —, mögen sie ihm denn auch den Kopf nehmen, an dem jetzt wenig gelegen ist. Nur über seinen treuen, tapfern Georg möchte er noch sichere Nachricht vernehmen, am liebsten ihn selbst sehen, weshalb Lerse nach ihm ausgesendet werden soll; daß dieses geschehen, versichert ihm Elisabeth, da sie durch die Kunde von seinem Tode ihm nicht den letzten Stoß versetzen möchte. Götz fühlt, daß das Schicksal sein Verderben beschlossen, daß er unter der Last des zusammenströmenden Unglücks erliegen soll, worüber er sich in frommer Ergebung beruhigt*). Nur noch einmal möchte seine nach Freiheit strebende Seele Gottes freie Frühlingsluft und den offenen, reinen Himmel genießen. Sein Wunsch wird

*) Als das Unglück, das ihn betroffen, nennt er Weislingens Verrath, der ihm zuerst das Herz gebrochen, dann seine schreckliche aufgezwungene Hauptmannschaft, den eben erfolgten Tod des ihm von Herzen gewogenen Kaisers, und erst zuletzt seine Körperleiden.

ihm gewährt; er wird in das Gärtchen am Thurm gebracht. Hier treten zunächst Lerse und Maria auf, eben von der Reise zurückgekehrt; Lerse soll zuerst hineingehn und sehn, wie es um den Bruder stehe. Maria trifft im Gärtchen mit Elisabeth zusammen, die eben den Wächter beredet hat, den Wunsch ihres Gatten zu erfüllen *). Hier erfahren wir denn nicht allein, daß Weislingen wirklich gestorben, sondern daß auch Mariens Gatte, von dessen hochfliegenden Planen wir früher vernommen, in größter Gefahr sei, und Elisabeth gibt uns die Gewißheit von Georgs Tod. Die arme Marie spricht das Gefühl der Nichtigkeit aller menschlichen Hoffnungen, welche das Zusammentreffen so vieler bittern Schläge, unter denen auch Weislingens verzweiflungsvoller Tod, ihr nahe legt, in den Worten aus: „O Gott, was sind die Hoffnungen dieser Erden!" Jetzt erscheint Götz unter dem mit innigster Dankbarkeit begrüßten heitern Frühlingshimmel, um von der Welt und seinen Lieben Abschied zu nehmen. Die jetzt so hoffnungsvoll sich neubelebende Welt erinnert ihn in gefaßtem Schmerze, daß alle seine Lebenshoffnungen dahin sind — ja auch die wunderbar belebende Aussicht auf eine edle, tapfere Nachkommenschaft, wie sie ihm sein Vater einst erfleht, ist dahin; sein einziger Sohn hat in einem Kloster seine Bestimmung gefunden und wird sich ganz einem heiligen Leben widmen. Aber hat das Schicksal ihm auch einen tapfern ritterlichen Sohn versagt, so muß er es doch als glückliche Fügung betrachten, daß es ihm wackere Kampfesgenossen verliehen hat, von denen der eine, Lerse, zu seinem höch-

---

*) Elisabeth bemerkt Marien erst, als der Wächter sich entfernt hat. Der Dichter hat es unterlassen, das Zusammentreffen beider auszumalen. Beide sind so niedergedrückt, daß der Schmerz sie abgestumpft hat.

sten Troste noch im letzten Augenblick ihm zur Seite steht und seine Seele noch im Anschauen dieses edlen, treuen, mannhaften Muthes aufrecht hält, während Georg, der jugendliche Held, ihm ferne ist, an dessen Feuer und Leben und reines Gemüth strahlenden Blicken er sich so gern noch einmal erwärmte. Die tiefe Sehnsucht des sterbenden Götz nach diesem seinem ihm schon vorangegangenen geistigen Sohne erfüllt die anwesenden Lieben mit schmerzlichster Rührung, so daß sie stumm zur Erde blicken und der Thränen sich nicht enthalten können. So ist ihm denn Georgs Tod zur Gewißheit geworden, und diese Gewißheit vollendet seine Ueberzeugung, daß es mit ihm zu Ende; ist ja des geliebten Georg Tod ihm ein Anzeichen, daß kein Edler mehr auf Erden gedeihen kann. Gibt ihm auch die Nachricht, daß er im tapfern Kampf gefallen, einigen Trost, so glaubt er doch nun das letzte Band gebrochen, das ihn als freien, auf sich selbst ruhenden Rittersmann an der Erde gehalten, und er bittet Gott, ihn nun vom Leben zu lösen, wobei die Auslassung der Anrede störend ist. Jetzt erst wendet er sich voll innigsten Antheils an die Zurückbleibenden, zunächst an die liebevolle Gattin, die er seinem treuen Lerse empfiehlt; eine verderbte Welt des Trugs und der List ist es, worin er sie zurückläßt, worin sie stets auf ihrer Hut sein sollen, da sie den Edlen Netze stellt, in welchen sie fallen müssen. Dieser Gedanke bringt ihn auf Marien, für deren edlen Sickingen er mit Recht ernstlich fürchtet. Sind ja schon die Edlen alle dahingegangen, wie er schmerzlich klagt, Selbitz, sein wackrer Kampfgenosse, der Kaiser, und, was ihn am tiefsten erschüttert, sein Georg. Aber der tiefe Kummer und die lange Rede hat ihn auch körperlich angegriffen, seine letzte Kraft ist geschwunden; er fühlt Durst, der Athem ist ihm beklommen, und

so sehnt er sich denn nach frischem Athmen und Befreiung von seiner Beklommenheit, nach der reinen himmlischen Luft, nach der vollen Freiheit der durch nichts gehemmten Seele. So gilt der letzte doppeldeutige Ruf der heiligen Braut seiner Seele, der Freiheit, deren sinnliche Vertreterin die freie Himmelsluft ist, gerade wie Goethe selbst mit den einen ähnlichen Doppelsinn nahe legenden Worten: „Mehr Licht! mehr Licht!" hinscheiden sollte. Man vergleiche die Tischszene, wo Götz andeutet, daß sein letzter Ruf der Freiheit gelten solle, was er auch jetzt, nachdem ihm alles geraubt ist, aus innerster Seele wahr hält. Daß Götz die wahre Freiheit droben finden werde, spricht Elisabeth aus, während Maria das Jahrhundert verdammt, in welchem ein solcher Mann einen solchen Untergang finden mußte. Man würde beide ihre Reden gern miteinander vertauschen lassen, gebührte nicht der Gattin nach dem Tode Götzens das erste Wort. Lerse aber verdammt eine Nachwelt, welche Götz verkennen könne, und stellt ihn so als Muster eines ächt freien, ritterlichen, geraden und treuen Charakters für alle Zeiten hin. Der heilige Augenblick von Götzens Hinscheiden durfte nicht durch die Nachricht seiner von Marien erwirkten Befreiung entweiht werden. Götz tritt hier vor seinem Ende noch einmal in erhöhter Gestalt vor uns, die Züge seines Charakters verklären sich gleichsam in dem Abschiede, den er von der Welt nimmt, an die seine freie Seele sich durch kein Band mehr gefesselt fühlt, da seine Kraft und alle die, auf welche seine Hoffnung gerichtet war, dahin sind. Freilich scheint uns der Schluß trostlos zu entlassen, insofern wir nur den Blick in eine arge Zeit des Truges und der List thun, aber Lerse deutet doch leise auf den Gedanken an eine bessere Nachkommenschaft, die Götzens einfache Größe erkennen werde.

Götz tritt uns als die mit ureigener Dichterkraft vollzogene Vollendung von Lessings Kampf gegen den französischen Klassizismus und seiner verehrenden Hinweisung auf den genialen Britten entgegen, in dessen Stücken der Geist selbstbewußter Freiheit sich volle Bahn gebrochen hatte. Und glücklicher Weise hatte der Dichter in Götz einen volksthümlichen Stoff gefunden, wie er kaum in unserer ganzen Geschichte wieder anzutreffen sein möchte. Das Volksthümliche aber liegt hier nicht in der Handlung, die, so beschämend für Deutschland als irgend eine, mit schonungsloser Uebertreibung absichtlich von Goethe dargestellt wurde; das Volksthümliche ruht im Charakter des Helden, worin die deutsche Nation ihr eigenes Ebenbild, den Charakter deutscher ritterlicher Treue, Biederkeit und Tapferkeit, erkannte: darum jubelte das Volk dieser durchweg von deutschem Leben durchdrungenen, mit der Gewalt einfachster, aber kräftig bezeichnender, lebendig verkörpernder Sprache ergreifenden Dichtung begeistert zu und wird ihr immer zujubeln, ja es wird in ihr ein Sinnbild seiner eigenen, so oft getäuschten, sich aber nie verleugnenden Biederkeit und Treue, das Drama des freilich immer zu kurz kommenden deutschen Gemüthes erkennen. Wann wird die Zeit erscheinen, wo das deutsche Volk auch die seiner innern Größe entsprechende Stellung nach außen wieder einnehmen wird, durch wahre Freiheit stark und groß!

IV. Die Charaktere.

Die Charakterdarstellung ist mit der Handlung selbst auf das innigste verflochten, beide stehen im entschiedensten Wechselverhältniß. Aber nicht bloß in der dargestellten Handlung und sonstigen bloß durch Erzählung mitgetheilten Zügen, sowie in den Aeußerungen anderer über die einzelnen Personen, sondern auch in der ganzen Haltung, im ganzen Wesen des Auftretens bis zum sprachlichen Ausdruck prägt sich der Charakter aus, und die Kunst des Dichters besteht gerade darin, diese einzelnen zusammenwirkenden Umstände so geschickt zu verwenden, daß sich das lebensvollste Bild daraus entwickelt, was er freilich nur dann vermag, wenn er dieses lebendig in seiner Seele erschaut hat, und er nicht weniger mit angeborener Einsicht in das Wesen der menschlichen Natur als mit anschaulichster Gewalt der Darstellung begabt ist. Wie glücklich sich dies alles bei Goethe vereinigte, bewährte er schon in dem ersten, ganz aus der Tiefe seines Herzens geflossenen dramatischen Versuch, dem Götz, worin alle Charaktere bis zum unbedeutendsten herab mit einer überraschenden Anschaulichkeit uns entgegentreten, alle, ohne irgend durch das sich aufdrängende Gefühl der Absichtlichkeit zu stören, ihr Wesen rein aussprechen, so daß ihre sämmtlichen Aeußerungen und Handlungen als klare Spiegelungen ihrer innersten Natur sich darstellen. Die treffend bezeichnenden Züge sind so herausgegriffen und gestellt, daß sie sich zu einem ein-

heitlichen, fest umschriebenen Bilde gestalten, und oft ist ein einziger Zug an seiner Stelle so glücklich benutzt, daß er uns den Charakter auf das lebendigste vergegenwärtigt. Man erinnere sich nur der Darstellung der beiden sich ergänzenden Reichssoldaten, des zweiten Offiziers, des Hauptmanns, der einzelnen Zigeuner, besonders der Zigeunermutter und ihres Hauptmanns, um von weiter entwickelten Charakteren nicht zu reden, wie von Bruder Martin, der sich als eine tieffühlende, von allem Edlen und Menschlichschönen innigst ergriffene, aber jeder kühnen Thatkraft ermangelnde Natur darstellt, von Metzler, diesem wilden, jähen, ungestümen, von blutigster Rachsucht gestachelten, in schrankenloser Wuth sich labenden Aufrührer, neben Link, Kohl und Wild.

Auf die glückliche Zeichnung der einzelnen Charaktere dürfen wir nicht näher eingehn, nur der Hauptcharaktere sei hier gedacht, insofern sie durch die ihnen zur Seite tretenden Charaktere näher bestimmt und beleuchtet werden. Götz tritt als der gerade, biedere, tapfere und freie, naturwüchsige Ritter hervor, dessen Seele, von Freiheit, Recht, Männlichkeit und Treue erfüllt, wenn auch jeder feinern Bildung abgewandt, doch alle schöne menschliche Gefühle rein und kräftig empfindet. Mit innigster Liebe hängt er an der treuen, ihn ganz verstehenden Gattin, mit herzlicher Neigung umfaßt er die zartere Schwester, deren Schicksal ihn so tief bekümmert, der er die Pfade des Lebens so gern sanft und leicht machen möchte, mit väterlicher Lust weidet er sich an dem lieblichen Knaben, wenn es ihn auch bitter schmerzt, daß dieser zu einem stillen, beschaulichen Leben hinneigt, so daß er alle Hoffnung aufgeben muß, in ihm einen ächt ritterlichen Stammhalter zu hinterlassen. Festestes Gottvertrauen belebt ihn, das sich im rechten Augenblick

prunklos ausspricht. Wie sein Herz für edle, auf Männlichkeit und Treue ruhende Freundschaft schlägt, das zeigt sein Verhältniß zu Weislingen, in dessen Nähe seine Seele frisch auflebt und sich in alten Erinnerungen froh gelaunt ergeht, dessen wiederholter Verrath und schmählicher Treubruch ihn niederbeugt. Mit dankbarer Anerkennung gedenkt er aller, die sich edel und freundlich ihm erwiesen, wie des Bischofs von Würzburg, des Landgrafen von Hanau, wogegen er sich über alles Schlechte und Niederträchtige mit schonungsloser Schärfe ausspricht. Anhänglichste Liebe und Verehrung fühlt er für den Kaiser, der ihm wohl will, in welchem er als deutscher Ritter das höchste und einzige Oberhaupt auf Erden erkennt, dem er so gern dienen, in seinen Nöthen beistehn mächte, woher er es um so schmerzlicher bedauert, daß der alte, schwache Mann so schlecht berathen ist und die herrschsüchtigen Fürsten jede Gelegenheit benutzen, seine Macht und damit die Würde, Ruhe und Sicherheit des Reiches, zu schmälern. Sein höchster Wunsch ist ein starkes, großes, einiges Reich, in welchem Recht und Freiheit herrschen; weil aber die Fürsten und Städte sich in der Noth des Reiches nur dazu miteinander verbündet haben, ihre Macht zu vermehren, die Kleinern zu unterdrücken, ihrer Willkür den freisten Spielraum zu schaffen, so fühlt er sich gedrungen, sich und allen Bedrängten, welche sich an ihn wenden, durch rasche und entschiedene Selbsthülfe Recht zu schaffen, wobei er es aber nie unterläßt, die überkommenen Vorschriften in Betreff der förmlichen Ankündigung und der Ausgleichung der Fehden streng inne zu halten und sich als ächter Ritter der alten guten Zeit zu bewähren. Mit einzelnen Fürsten steht er in freundlichster Verbindung, besonders mit dem Kurfürsten von der Pfalz, auf dessen Hochzeit er gegenwärtig ist, dem er eine

Zeit lang dient. Neben Götz mit der eisernen Hand tritt Selbitz mit dem hölzernen Bein als ein tüchtiger, stets bereiter Haudegen hervor, der, wie Götz, für Recht und Freiheit lebt, jeden Wortbruch als eine Niederträchtigkeit brandmarkt, der ganz von Götzens männlicher Tapferkeit hingerissen ist: aber er zeigt sich uns sonst von keiner gemüthlichen Seite, ihm fehlt die edle Treuherzigkeit, die den Götz ins Verderben bringt, er nimmt sich nicht, wie dieser, der Bedrängten an, und es dürfte nicht ohne Bedeutung sein, daß sich nirgendwo eine Andeutung seiner Familie findet; diese sanftern Gefühle scheinen seiner Brust fremd. So tritt denn dieser wackere Hülfsgenosse des Götz, der sich, wie dieser, seiner Haut wehrt, wo es Noth thut, hinter ihm zurück, da ihm die gemüthlichen Eigenschaften abgehen, welche das Bild unseres treuherzigen, für Freiheit, Recht und Reich begeisterten Helden vollenden. In ganz anderer Art erscheint uns Sickingen, der starke, ungestüme, seine Plane mit Klugheit und Gewalt durchsetzende Ritter, der nicht damit zufrieden ist, dem Recht Geltung und der Freiheit offene Bahn zu schaffen; seine Seele wird von dem ehrsüchtigen Streben getrieben, durch die in ihm wirkende Kraft sich aus seiner Stellung als freier Ritter hervorzuheben, sich unter den Fürsten Deutschlands eine selbständige Stellung zu erkämpfen. Zeigt er sich auch als ein edler Mann, dem jede Niederträchtigkeit in den Tod verhaßt ist, so steht er doch an wahrer Gemüthlichkeit weit hinter Götz zurück, dessen Schwester er weniger aus zarter Neigung seine Hand bietet, als weil er sich mit dem tapfern Götz verbinden will und eine Königin seiner Schlösser sucht, woher auch seine Aeußerungen in Betreff Mariens, besonders kurz vor und nach dem Antrage, weniger zart gehalten sind.

Dieselbe Treue und Mannhaftigkeit, welche aus den drei

Rittern uns entgegenleuchtet, spiegelt sich auch in Lerse, den die Bewunderung von Götzens Tapferkeit ganz diesem gewonnen hat; ja die Liebe zu Götz, die mit dessen Unglück zu steigen scheint, erhebt ihn fast über sich selbst hinaus, indem sie ihn zu Rath und That geschickt macht, so daß er bei der Belagerung des Schlosses alles bestens besorgt und die Unterhandlung betreibt, später den Frauen hülfreiche Hand bietet. Wenn Lerse als tüchtiger Knappe sich durchweg bewährt, so erscheint uns in Georg ein jugendlicher Götz, in welchem alle Tugenden des Helden im Glanze frischester Jugend strahlen: gläubig hängt er an Gott, in liebevoller Bewunderung an Götz, in innigster Neigung am Reiterstande; Recht, Mannheit und Treue sind die Leitsterne seines mit selbstbewußter Kühnheit ahnungsvoll vordringenden, seinem Meister froh nacheifernden Lebens, dessen Blüte leider so früh gebrochen werden soll.

Wenn sich bei Götz tiefes, reines Gefühl mit Charakterfestigkeit, Tapferkeit und Edelsinn paart, so sehen wir dagegen in Weislingen eine freilich edlen Gefühlen zugängliche, aber weiche, schwache Natur, die sich von der Leidenschaft, den Frauen zu gefallen, und von maßloser Ehrsucht blind zu allem hinreißen läßt, was mit ihren eigenen Empfindungen im grellsten Gegensatz steht. Er gehört zur zahlreichen Klasse jener sogenannten guten Menschen, denen jeder sittliche Halt mangelt, deren Handeln von zufälligen Anreizungen abhängt, in deren Kreis sie gerathen, die bei aller Gutmüthigkeit, in leichtsinniger, zu höchster Leidenschaft gesteigerter Verblendung, zum Schändlichsten hingetrieben werden, deren Stärke sich nur in der Maßlosigkeit zeigt, womit sie ihrer Leidenschaft sich hingeben, alle Gefühle des Rechts und der Ehre niederhalten. Gerade Frauenliebe und Herrschsucht sind diejenigen Leidenschaften, welchen solche Na-

turen zumeist verfallen. So lange Weislingen an Götzens Seite lebte, übten dessen Beispiel und Liebe auf ihn den wohlthätigsten Einfluß, doch fühlte er sich schon damals durch den Hof und die Frauen angezogen, was ihm Götz in seiner derben Weise (S. 25 f.) vorwirft; diese zierlichen Formen eines Scheinlebens, dieses Gefallen, diese Hoffnung auf Ansehen und Einfluß fesselten ihn immer mehr, so daß er sich nicht entschließen konnte, seinem Freunde sich auf dem Zuge nach Brabant anzuschließen. Aber mit Götz war sein guter Geist von ihm gewichen; freilich fanden sich beide auch später noch freundlich zusammen, freilich stand Adelbert seinem Götz noch zuweilen ritterlich zur Seite, aber das Scheinleben hatte Gewalt über ihn gewonnen, es überwucherte allmählich die edlern Grundkeime seiner Natur, so daß er, seiner selbständigen Freiheit sich ganz entäußernd, in die Dienste des herrschsüchtigen Bischofs von Bamberg trat, der durch seine Schmeicheleien und das Ansehen, welches er ihm vor allen übrigen gab, ihn so ganz in seine Gewalt brachte, daß er endlich zum erbittertsten Feinde und Verfolger seines geliebtesten Jugendfreundes wurde, den er nun um so ernstlicher haßte, als er die Stimme seines Herzens übertäuben mußte, und die biedere Rittergröße des Götz seinem Ehrgeiz ein höhnender Vorwurf schien. Treffend ist das Wort Liebetrauts im Entwurf: „Er ist ein fürtrefflicher Mann, hat wenig seines Gleichen. Und wenn er nie an Hof gekommen wäre, könnt' er unvergleichlich geworden sein." Der Hof war für ihn um so gefährlicher, als er ein schöner Mann von geschmeidigen Formen war, dessen Eitelkeit in der dortigen Umgebung die reichste Nahrung erhielt. Die Beschreibung seiner äußern Gestalt (S. 48) ist demnach, wie an ihrer Stelle durchaus angebracht, auch für das Verständniß seiner Entwicklung bedeutsam. Auf einen Au-

genblick gelingt es dem Götz, dem gefangenen Weislingen die Augen über sich selbst zu öffnen; er sieht sich in seiner Niedrigkeit, Götz in seiner edlen Größe, mit ihm, dem treuherzigen Jugendfreunde, will er sich zu ächt ritterlichem Wirken verbinden, mit dem Hofe entschieden brechen, und statt in eitler wechselnder Frauengunst sich zu bespiegeln, in der Liebe einer stillen, reinen Seele sich ein ewiges Herzensglück gründen. Nach Bamberg will er nicht zurück, da ihm eine ahnungsvolle Stimme sagt, daß sein so schöner Vorsatz dort, wo Fürsten- und Frauengunst ihm winken, einen schweren Stand haben werde; aber der pfiffige Liebetraut weiß ihn durch Auffrischung seiner Erinnerungen und Aufregung seiner Eitelkeit zu einem Besuche zu bestimmen, wo denn des Bischofs freundliches Zureden nicht ohne Einfluß bleibt, Adelheidens angenommene Kälte und Ungunst den Sieg über ihn gewinnt. Vergebens sträubt er sich selbst gegen den Gedanken, in Bamberg zu bleiben und sein Wort zu brechen, Adelheidens Reize beherrschen ihn, so daß er bald Götz entsagt und, von dem ehrsüchtigen Weibe gestachelt, erbitterter als je gegen ihn auftritt. Allein Adelheid fühlt, daß er kein Mann großartiger That sei, und belohnt sie auch die gegen Götz durchgesetzte Achtserklärung und die Befreiung ihrer Güter mit ihrer Hand, so versteigen sich doch ihre Plane viel höher. Weislingens Eifersucht erwacht, die unglückliche Gewißheit, daß Adelheidens Liebe sich von ihm abgewandt, treibt ihn in seinem verzweiflungsvollen Ingrimm, sich an die Spitze des gegen die Bauern beorderten Heeres zu stellen, wo seine bitterste Rache erwacht, als er vernimmt, Götz befinde sich unter den geschlagenen Bauern; je schärfer der Schmerz über die seinen Wünschen trotzende Adelheid an seiner Seele nagt, um so glühender entflammt sein Vernichtungshaß gegen Götz. Als

aber das Gift seine Kraft allmählich abmattet, da fühlt er sich vom Gedanken an Götzens hohe Größe gepeinigt: er muß aus der Welt hinschwinden, erst dann hofft er Ruhe vor ihm zu finden. Die schreckliche Enthüllung von Adelheidens Schandthat und die vor ihm stehende, für des Bruders Leben flehende Marie führen ihm die grause Tiefe des Abgrundes vor die Seele, in welchen er gesunken — und so stirbt er verzweiflungsvoll, nachdem er Götzen, so viel er vermag, dem Leben wiedergegeben. Aber Mariens inniger Antheil an dem durch seine leichtsinnige Verblendung so unglücklichen Manne, seine Liebe zu Franz und seine folternden Qualen versöhnen uns mit ihm; stehen ja das Glück, das er in leichtsinniger Verblendung verscherzt, und Adelheidens Verrath, die gerechte Strafe seiner eigenen Treulosigkeit, wie Furien vor seinen erlöschenden Augen.

Eine gleiche, noch kindlichere Gutmüthigkeit, wie sie Weislingen zeigt, spricht uns aus Franz entgegen, der seinem Herrn in hingebendster Treue anhängt; aber die glühendste Empfindung, die stachelndste sinnliche Gier ziehen ihn zu dem verführerischen Weibe, das mit schlauester Berechnung seine Liebe benutzt, um ihn zu der ungeheuren That zu reizen. Erst nachdem diese vollbracht ist, kommt er wieder zu sich, und als er seinen Herrn so schrecklich dem Tod entgegenwanken sieht, als Weislingens Liebe so rührend zu ihm spricht, da kann er sich nicht halten, er muß dem geliebten Herrn sein schreckliches Verbrechen gestehen und verzweiflungsvoll sich selbst den Tod geben.

Von den weiblichen Charakteren ist Elisabeth dem Dichter am trefflichsten gelungen; sie ist ganz die liebende, besorgte, zu Rath und That immer bereite, des edlen, mannhaften Ritters würdige Gattin und Hausfrau, die in allen Nöthen ihm zur Seite wacht, alle seine entsetzlichen Qualen tief mitempfindet,

und doch ungebrochen alles Elend übersteht, ihren lieben Götz, in dem sie das Musterbild eines Mannes verehrt, tröstend, hebend, alles Widrige abwehrend, zu seiner Rettung mit größter Geistesgegenwart alle Mittel versuchend. Sie ist die ächt deutsche, so gemüthvolle als starke Hausfrau, deren Muster der Dichter in seiner eigenen Mutter fand. Weniger vollendet ist das Bild der vom Ungetreuen verlassenen Marie, die von des Dichters eigener Geliebten, der sesenheimer Friederike, kaum irgend einen Zug an sich hat, ja mit dieser lebhaften, sinnlich heitern, frei der Natur und ihrem unmittelbarsten Genusse zugekehrten Seele in entschiedenstem Gegensatze steht. Zarten und frommen Sinnes, liebt sie ein stilles, mehr innerliches Leben, wozu sie auch den kleinen Karl erziehen möchte; dieser Sinn ist durch die Aebtissin des Klosters, worin sie ihre Erziehung erhielt, genährt worden, und wir möchten sie uns lieber, wie Goethe selbst seine Schwester, als Aebtissin wie als Gattin und Hausfrau denken. Dem wilden Ritterleben ist sie abgeneigt, und so hat sie mit Wohlgefallen die sanftern Züge vernommen, die Götz von Weislingen und seinem Zusammenleben mit diesem zu erzählen pflegte, ja sie hat diesen aus den bloßen Erzählungen ihres Bruders liebgewonnen und ihn bei sich gegen Götzens Beschuldigungen vertheidigt, die sie für leidenschaftlich hielt. Wie muß sie sich daher aufgeregt fühlen, als sie von seiner Gefangennehmung hört, welches Mitleid mit ihm empfinden, aber auch ahnungsvoll bewegt werden beim Gedanken, daß sie ihn bald sehen werde! Daß die beiden Herzen sich rasch finden müssen, daß der weiche, wehmüthig gestimmte, so schön und edel auftretende Weislingen ihr Herz und ihre Hand gewinne, ist ganz natürlich, dagegen können wir es mit einer so zarten Natur kaum vereinigen, daß sie so bald dem Antrag eines andern

Mannes Folge leistet, statt sich in ein Kloster zurückzuziehen. Aber der Dichter bedurfte ihrer und Sickingens, und so mußte er dieses Band schließen. Später tritt ihre innige Liebe zu Bruder und Schwägerin hervor, die sie stark und gefaßt macht, was sich gleichfalls nur schwer mit der frühern Schilderung vereinigt, wenigstens müßten wir in dem äußern Hervortreten ihre sanfte, zarte Seele noch mehr durchschimmern sehen.

Im entschiedensten Gegensatz zu Marien tritt die ränkevolle, nur auf Schein und Herrschaft gerichtete Adelheid, das mit seltenem Liebreiz begabte, aber jeder reinen, zarten Empfindung unfähige Weib, uns entgegen. Ihre ganze Seele ist darauf gestellt, die Männer in ihre Netze zu ziehen, sie zu beherrschen und durch sie zu herrschen. Ihre hochfliegenden Plane kennen keine Grenzen; über Weislingen triumphirt sie, aber sein Streben genügt ihr nicht, er scheint ihr nur ein halber Mann; ihr Blick richtet sich auf den Nachfolger des Kaisers, und da Weislingens erwachende Eifersucht sie vom Hofe mit Gewalt entfernen will, so greift sie zum schnödesten Verbrechen. Wahrer, sich ganz hingebender Liebe ist sie nicht fähig, auch ihre sinnliche Lust ist schwer zu erwecken, nur der von Liebe rasende Franz könnte diese zu erregen scheinen, aber sie fühlt sich mehr durch diese den armen Jungen aufzehrende Glut geschmeichelt, als daß sie selbst hingerissen wäre. List, Ränke und Herrschsucht erfüllen sie ganz, und so tritt sie als geborene Todfeindin von Götz auf, diesem biedern, treuen, Freiheit und Recht heilig hegenden mannhaften Ritter.

V. Die Bühnenbearbeitung.

Mit dem Beginn der neunziger Jahre waren die durch Götz hervorgerufenen Ritterschauspiele so ziemlich von der deutschen Bühne verschwunden. Als Goethe im Mai 1791 die Leitung der weimarer Hofbühne übernahm, konnte von diesen zunächst nicht die Rede sein. Ein vier Jahre später gemachter Versuch mit Jakob Maiers 1777 erschienenem Sturm von Borberg hatte keinen Erfolg; um so weniger war an eine Aufführung des Götz zu denken. Als 1798 der Schauspieler Cordemann darin aufzutreten wünschte, lehnte Goethe dieses mit der Bemerkung ab, das Stück sei dergestalt ausgeschrieben, daß man sagen könne, es sei stückweise fast ganz auf dem Theater, worauf es selbst ohne bedeutende Umarbeitung nicht erscheinen könne. Erst als Schiller und Goethe den Plan einer Bearbeitung der bedeutendsten, ächt deutsche Stoffe darstellenden Dramen für die Bühne auszuführen gedachten, im Jahre 1803, griff Goethe seinen Götz, wie Schiller Klopstocks Hermannsschlacht an. Zwar schien sich ihm im Anfange der Götz „mit einiger Bequemlichkeit umzubilden", aber gar bald nöthigten ihn andere Arbeiten, diesen liegen zu lassen, der ihm auch unerwartete Schwierigkeiten dargeboten haben möchte, des Unangenehmen einer solchen „bösen Operation" nicht zu gedenken, was er im folgenden Februar, wo er das Stück von neuem vorgenommen hatte, in einem Briefe an Schiller hervorhebt. Erst im Som=

mer gewann die Arbeit gedeihlichen Fortgang, als er sie nicht wie früher als ein Geschäft betrachtete, das abgethan sein wolle, sondern ihr mehr Aufmerksamkeit und Neigung mit größerer Sammlung zuwandte. Bedenklich machte ihn nur die Länge des „durchaus de- und rekomponirten" Stückes, das eher länger als kürzer wurde; denn wie er das Zerstreute sammelte, wurde das Vorübergehende beharrlich. Schiller erleichterte ihm durch seine kühnen Entschließungen manche Auslassungen, und stand ihm auch bei den Proben mit Rath und That treulich zur Seite. Am 22. September betrat diese neue Bearbeitung endlich die Bühne; aber das Stück dauerte an fünf Stunden, so daß Goethe, der sonst mit der Aufführung zufrieden war, sich entschloß, es in zwei Theilen spielen zu lassen; dann werde sich ergeben, welche Scenen die Zuschauer am liebsten missen möchten; diese wollte er dann herauslassen. So sah sich Goethe aufs Versuchen hingewiesen. Der erste Theil, die zwei ersten weiter ausgeführten Akte, wurden am 28. September, der zweite am 13. Oktober aufgeführt. Am 8. Dezember kam wieder der ganze Götz auf die Bühne; die erste Bühnenbearbeitung hatte diesmal beträchtliche Kürzungen erfahren, bei denen der Eindruck der stückweisen Darstellung maßgebend gewesen. Diese verkürzte Gestalt des Theaterstückes findet sich jetzt in den Werken (B. 35) abgedruckt. So wurde Götz denn unter Goethes Leitung in den drei folgenden Jahren mehrmal zu Lauchstädt, Weimar und Leipzig, dann auch in Berlin zur Aufführung gebracht. Wieland war über diese Verderbung des alten Götz ergrimmt, und auch sonst, wie in Berlin, fehlte es nicht an harten Aeußerungen über das zerrissene und verdorbene Stück. Goethe selbst sah sich später veranlaßt, auf die ursprüngliche Bühnenbearbeitung zurückzukommen, die er aber auf

zwei Abende vertheilen mußte. Und so gelangte der erste Theil als Adelbert von Weislingen, Ritterschauspiel in vier Aufzügen, am 23. Dezember 1809, der zweite als Götz von Berlichingen, Ritterschauspiel in fünf Aufzügen, am folgenden Theaterabend zur Aufführung. Am 2. Mai 1810 ward der zweite Theil wiederholt, auch zu Halle am 25. August 1811 für sich gegeben. Im Dezember 1813 erschienen wieder beide Theile hintereinander auf der weimarer Bühne, der erste am 8., der zweite am 11. Auch als Goethe die Theaterleitung abgegeben hatte, wurde der in zwei Theile getrennte Götz noch zweimal gegeben, am 27. und 30. Oktober 1819 und am 15. Oktober und 1. November 1828, doch wieder in einer neuen Bearbeitung, wie z. B. diesmal zuerst die Szene bei der Bauernhochzeit aufgenommen war. Dagegen sah man sich im Jahre 1830, als man das Stück zu Goethes Geburtstag gab, wieder veranlaßt, zu der verkürzten Bühnenbearbeitung, wie sie jetzt gedruckt vorliegt, zu greifen, und so wird das Stück bis heute zu Weimar gespielt, während man auf andern Bühnen sich die grausamste Willkür mit dem zum Schlachtopfer erkorenen Stück erlaubt*).

Fragen wir aber, wie die gedruckt vorliegende Bühnenbearbeitung sich zum ursprünglichen Stücke verhält**), so hat Goethe die zu einer Handlung gehörigen Szenen möglichst zu

*) Ueber die verschiedenen Versuche Goethes, das Stück auf die Bühne zu bringen, vgl. die dankenswerthen Mittheilungen von Oskar Schade im weimarischen Jahrbuch V, 443 ff. Die Bearbeitung vom Jahre 1819 findet sich in Goethes Archiv. Man vergleiche auch Goethes Aeußerungen vom Jahre 1815 B. 35, 361 ff.

**) Bemerkenswerth ist, daß Goethe hierbei nicht die dritte Ausgabe (von 1787), sondern die zweite (von 1774) zu Grunde gelegt.

einer ununterbrochenen Szenenreihe verbunden, manche zur Ausführung einer Nebenhandlung oder zur Darstellung bestimmter Zustände dienende Szenen weggelassen, wodurch viele Dekorationsveränderungen umgangen wurden und das Ganze mehr das Ansehen eines gewöhnlichen Theaterstücks erhielt. Dabei war er darauf bedacht, um den Ausfall zu ersetzen, manche abgebrochene, mit einem Pinselstrich angedeutete Szene zu erweitern, drastische und zur Sinnlichkeit anschaulich sprechende Ausführungen hinzuzufügen, die Akte besonders wirksam abzuschließen, die koupirte, dem gewöhnlichen Volkston glücklich nachgebildete Sprache regelrecht zu gestalten, schroffe, aber höchst bezeichnende, die Lebhaftigkeit der Darstellung fördernde Uebergänge zu ebnen. Hat nun auch die Bühnenbearbeitung an manchen Stellen in Sprache und Darstellung, durch dramatische Belebung, durch Einfügung treffender Zusätze und Vereinfachung des Szenenwechsels nicht unbedeutend gewonnen, und fehlt es auch nicht an einzelnen an sich gelungenen Eindichtungen, wie V, 13. 14, so hat dagegen das so glücklich entworfene, durch das Widerspiel der verschiedenen Charaktere und die kräftige Zeichnung der Zeit, wie durch den über dem Ganzen wehenden einheitlichen Ton so wunderbar wirkende Stück an seiner dichterischen Vortrefflichkeit die entschiedenste Einbuße erlitten. Besonders auffallend ist der Mangel aller dichterischen Kraft in den meisten neugedichteten Szenen, wo wir fast nur die gewöhnlichste Theaterroutine finden, die ihre bunten Farben geschickt zu verwenden weiß, ein aus der Ferne nicht unangenehm in die Augen fallendes, aber jedes wahrhaften Gehaltes ermangelndes Bild hinzuwerfen. Es fällt diese Bearbeitung gerade in die Zeit, wo Goethes dichterischer Geist versiegt zu sein schien, aber er ruhte nur, um sich bald wieder zu ungeschwächter Kraft zu sammeln.

Die reine Einheit des alten schönen Ganzen ist zerrissen und durch leeres, ungehöriges Flitterwerk die traurigen Reste auf das widerlichste aufgestutzt, wie eine nach einem ganz andern Stile ungeschickt hergestellte Ruine. Dem Dichter selbst war das Verständniß seines Stückes ganz verloren gegangen, sonst hätte er nicht den herrlichen Organismus in seinen Grundfesten zu erschüttern vermocht, eitelster äußerer Wirkung zu Liebe. Um nur einiges zu erwähnen, so ist am Ende des ersten Aktes das grollende Entferntstehen von Götz und Weislingen weder dem Charakter des biedern, treuen, mit inniger Liebe an seinem Jugendfreunde hängenden Götz gemäß, noch durch das Gespräch selbst begründet, das auf Weislingen einen tiefen, herzlichen Eindruck gemacht hat. Daß Marie im Namen der Hausfrau kommt, Weislingen zu begrüßen und zu Tische zu laden, ist ganz gegen alle Sitte, die Versöhnungsszene selbst so matt dargestellt, als kalt berechnet. Und wie könnte sich die scheue, zarte Marie so zudringlich in den Männerstreit einmischen? Götzens Biederkeit und Treue müssen Weislingen umstimmen, und Mariens sanfte Anziehung die Versöhnung mit still wirkender Gewalt vollenden. Daß Götz im zweiten Akt mit Weislingen abredet, er solle zuerst nach Bamberg, um sich entschieden vom Bischof loszusagen, heißt doch der Treuherzigkeit des Helden, der Weislingens Schwäche kennt, zu viel zutrauen; freilich braucht nun Liebetraut diesen nicht erst nach Bamberg zu ziehen, aber wir verlieren dadurch auch die treffliche Zeichnung von Adelheidens feinen Ränken, die nicht als das ehrsüchtige, zu bestrickender List geschaffene Weib hervortritt, wie auch Weislingens harter Kampf, ehe er von Götz abläßt, nicht zur Darstellung gelangt. Die Schilderung des lustigen, läppischen, dem Würfelspiel ganz verfallenen Selbitz steht mit dem sonstigen Ton

des Stückes in Widerspruch, und wir sehen den würdigen Götz mit einem solchen närrischen Alten ungern in Verbindung; hier hebt der Gegensatz nicht, sondern das Alberne wirft auf Götz selbst einen widrigen Schatten. Daß Götz die Schuld Weislingens alle büßen lassen, die gefangenen Nürnberger am Leben strafen will *), steht mit seinem edlen Charakter in Widerspruch, und die großmüthige, an manche Räubergeschichten erinnernde That am Schlusse macht einen gar eigenthümlichen Eindruck. Gar wunderlich ist die Art, wie der Dichter im dritten Akt das Verhältniß Adelheidens zu Franz anknüpft, indem sie diesen zum „Staaren" macht, der dem schlechten Gedächniß Weislingens zu Hülfe kommen soll. Daß Adelheid in diesem entscheidenden Augenblicke, um kleinliche Familienverhältnisse zu ordnen, den Hof verlassen will, wo sie ihre hohen Absichten am sichersten durchzusetzen hoffen darf, wo ihre Genuß- und Ehrsucht beide auf gleiche Weise reichste Befriedigung sich versprechen dürfen, ist ebenso seltsam, wie die ganze Darstellung, die nur darin ihre Erklärung findet, daß der Dichter weiter unten die Führer der Reichsexekution als ganz unfähige Leute darstellen wollte, was er durch Adelheidens einflußreiche Empfehlung in den hier eingeschobenen, ihr Bild eher verrückenden als mit

---

*) Hier benutzte er einen Zug der Lebensbeschreibung, wo Götz erzählt, er habe fünf bis sechs nürnberger Kaufleute im Spessart niedergeworfen, worunter ein Kaufmann, den er schon dreimal, zweimal in einem Jahr, gefangen genommen, die übrigen seien „eitel Ballenbinder" gewesen. „Und stellet ich mich, alß wollt ich ihnen allen die Köpf und Händ abhauen, aber es war mein Ernst nit, und musten niederknien und die Händ auf die Stöck legen, da trat ich etwa ein mit dem Fuß auf den Hindern, und gab dem andern eines an ein Ohr, das war mein Straff gegen ihnen, und ließ sie also von mir wieder hinziehen."

kräftig lebhaften Zügen schildernden Szenen sehr unnöthiger Weise zu begründen gedachte. Im vierten Akt ist die neu gedichtete Szene zwischen Sickingen und Marien wenig geeignet, uns den Zustand zweier Liebenden zu schildern, die sich zu einer Verbindung aufs Leben fest entschlossen und diesen Entschluß deutlich ausgesprochen haben; auch leidet sie an manchen Unwahrscheinlichkeiten. Am schlimmsten dürfte es der Tischszene ergangen sein; die unglücklichen hier beliebten Abschwächungen und Erweiterungen haben das Stück, dessen vollen Pulsschlag wir gerade an dieser Stelle am lebendigsten fühlen, seines innersten Herzens beraubt. Hier, wie sonst, hat der Dichter aus ängstlicher Scheu alle scharfen Stellen gegen die Fürsten geändert, obgleich wir den Götz gerade im Kampfe gegen die ihre Macht mißbrauchenden Fürsten seiner Zeit unterliegen sehen, und das Lebehoch auf die Freiheit hat wegfallen müssen. Höchst wunderlich sind V, 9 und 15.

Dies genüge, um die unendliche Einbuße anzudeuten, welche das Stück in der Bühnenbearbeitung erlitten hat. Leider geht es ihm auf unseren jetzigen Bühnen noch viel schlimmer, wo man sich nicht scheut, Szenen aus dem ursprünglichen Stück willkürlich an die Stelle derjenigen zu setzen, welche die Bühnenbearbeitung bietet, und sich die allerwunderlichsten, geradezu unsinnigen Veränderungen zu erlauben. So schließt man den ersten Akt mit der Meldung Karls, läßt am Ende des dritten Aktes den Ueberfall von Selbitz durch Blinzkopf und Lersens Vertheidigung weg, dann die fünf ersten Szenen des vierten Aktes, ändert die darauf folgenden Szenen von Adelheid und Franz, und am Schlusse des Aktes muß Sickingens Dazwischenkunft ganz wegfallen, indem Götz den Schreibtisch umstürzt und mit offenbarer Verhöhnung des kaiserlichen Ansehens, das Götz

in keiner Weise beleidigen darf, in geradezu toller Weise die Sitzung für aufgehoben erklärt. Im fünften Akt muß gar Götzens Knecht Faud (volksthümliche Form des Namens Servatius) den Max Stumpf vertreten! Eine solche willkürliche Zersetzung des herrlichen Dramas wäre unmöglich, wenn die Zuschauer irgend eine Ahnung von dramatischer Durchführung und einheitlicher Darstellung hätten, wenn ihnen nicht durch die neuesten Mißgeburten der Sinn so ganz verschoben wäre, daß sie das Tollste, wenn es nur recht grell aufgetragen ist, gar seltsam klingt und jeden gesunden Begriff verhöhnt, mit stürmischem Beifall aufnehmen. Liegt ihnen ja nichts ferner als eine reine Wirkung, eine ächt künstlerisch zusammenstimmende Einheit.

Ohne gar große Veränderungen würde auch jetzt noch der ächte Götz, wie er seit mehr als achtzig Jahren vorliegt, in würdiger Gestalt auf unserer Bühne auftreten können. Die beiden ersten Akte könnten fast ganz erhalten bleiben, nur würde im zweiten die erste Szene im Spessart und einzelnes, wie im ersten Akt der Anfang der ersten Szene auf Jaxthausen bis zu den Worten „ein großes Kloster baute", zu streichen sein. Die stärkste Umgestaltung erforderte der dritte Akt, da die so treffend bezeichnenden kurzen Szenen, welche uns die Reichsexekution und ihre Schlappen schildern, mit ihren raschen Dekorationsänderungen unmöglich auf der Bühne zur Darstellung gelangen können. Gar gern würde man hier eine Umänderung von des Dichters eigener Hand haben, aber die in der Bühnenbearbeitung gegebene bietet etwas gar zu Fremdartiges und läßt zu viel des Bedeutenden fallen. Die beiden Szenen auf Jaxthausen zwischen Götz und Sickingen und Götz und Lerse wären unmittelbar miteinander zu verbinden, wobei der Anfang der zweiten und das Ende der ersten etwas umzuändern wären.

Georg müßte mit der Nachricht, daß ein fremder Mann Götz zu sprechen wünsche, vor den Worten des Götz „Komm noch zu den Frauen" eintreten, Götz den Sickingen dann zu den Frauen schicken, die Szenen mit den Worten des Götz „der mir bei Remlin zu schaffen machte" schließen. Daran reihte sich die Szene zu Bamberg zwischen Franz und Adelheiden. Die drei folgenden Szenen fielen ganz weg, wogegen die fünf nächsten sich treffend zusammenschließen; nur wäre die fünfte, die Szene im Lager, mit der zweitfolgenden zwischen dem Hauptmann und Ritter in e i n e zu verbinden, so daß nach den Worten „zu lachen Lust hat" der berichtende Ritter einträte. Die zwischen beiden Lagerszenen liegende Szene auf Jaxthausen wäre zu streichen, ebenso bei der Belagerung die in der Küche. Der vierte Akt würde nur die letzte Szene einbüßen, der fünfte das erste Gespräch zwischen Elisabeth und Lerse und die drittletzte Szene zwischen Marien und Lerse. So würde sich das dramatische Gemälde des Götz ohne gar zu viele Szenenveränderungen und das ewige Hin- und Herspringen sehr wohl auf der Bühne darstellen lassen, wenn wir nur Schauspieler genug besäßen, welche sich die Mühe nicht verdrießen ließen, in den Sinn des Dichters einzudringen und nicht ihre eigensinnigen Grillen an die Stelle des vom Dichter geschaffenen Bildes setzten, wenn noch ein genaues, auf eindringendes Verständniß des ganzen Stückes gegründetes Zusammenspiel unsern Bühnen am Herzen läge. Auch den Schauspielern und ihren Leitern thut es vor allem noth, daß sie in den Geist unserer klassischen Dichter eingeweiht, daß sie zum wirklichen Verständniß derselben angeleitet werden. Dann wird das ganz von deutschem Leben getränkte Bild des biedern, an seiner Treuherzigkeit und der schleichenden Hinterlist feiger Herrschsucht zu Grunde gehenden Helden

von der Bühne herab dem Volk eine Herz und Geist erhebende Erscheinung werden, während man bei der herrschenden Willkür dem Götz keinen schlechtern Dienst erzeigen kann, als wenn man seine zerrissenen und zerfetzten Glieder rohester Theaterroutine preisgibt.

Druckfehler.

S. 42 Z. 2 lese man lebend statt lesend, S. 52 in den Noten Hattstein statt Hartstein. Im vorigen Hefte ist S. 49 Z. 5 bringt zu lesen; S. 135 Z. 5 sind die Worte den Sieg nach Untergang ausgefallen.
